

FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

V. JAHR

WIEN · DEZEMBER · 1958

HEFT 60

IGNAZIO SILONE

PASTERNAKS RECHT UND UNRECHT

LOSUNGSWORT BERLIN

FRANKREICHS HEXENEINMALEINS

DER NAHE OSTEN ENTFERNT SICH

RENÉ MARCIC

SOLLEN WIR WAHLLOS BLEIBEN?

VIKTOR MEYER

DER WACKELIGE ÜBERBAU

HEINZ POLITZER

LESSINGS RING-PARABEL

EINE DEUTUNG IHRER PARADOXIE

FRED GOLDBECK

TRADITION UND DISSONANZ

RUDOLF WEYS

ZEITKRITISCHES CABARET

BUCHBESPRECHUNGEN

VON

ULRICH BAUMGARTNER, GÜNTHER BUSCH, GÜNTHER NENNING,
ROLAND NITSCHKE UND FRIEDRICH TORBERG

S 6.—
DM 1.50
SFr. 1.50

DIESEM HEFT

ist eine Stechkarte eingefügt, die wir zur Bestellung von Abonnements, Geschenkabonnements und Einbanddecken zu verwenden bitten.

Einbanddecken für die ersten vier Jahrgänge sind nur noch in beschränkter Zahl vorhanden; wir bitten um möglichst prompte Bestellung (auch der Einbanddecken für 1958).

Einzelhefte, die zur Komplettierung früherer Jahrgänge gewünscht werden, liefern wir gerne nach, soweit sie noch vorrätig sind.

Die Erlagscheine, die wir der Inlandsauflage dieses Heftes beilegen, sind jenen Lesern zugedacht, die ihr Abonnement für 1959 postwendend erneuern wollen.

Allen unseren Freunden und Lesern wünschen wir
frohe Feiertage und viel Glück im kommenden Jahr.

REDAKTION UND VERWALTUNG DES FORVM

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Kongreß für die Freiheit der Kultur“, einer internationalen Vereinigung, deren Hauptsitz sich in Paris befindet. Die im FORVM ausgedrückten Ansichten sind jedoch für die genannte Vereinigung nicht verbindlich. Sie erscheinen unter der ausdrücklichen Verantwortung des FORVM, bzw. seiner Mitarbeiter.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. 44 15 77. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Franziska Klepp. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 6.— (Deutschland DM 1.50, Schweiz Sfr. 1.50).
Abonnementpreis: halbjährig S 30.— (DM 7.50, Sfr. 7.50), ganzjährig S 60.— (DM 15.—, Sfr. 15.—)

USA und Übersee: ganzjährig US \$ 4.—.

Auslieferung für die Deutsche Bundesrepublik einschließlich Westberlins:

Verlag Albert Langen—Georg Müller, Auslieferung FORVM, München 19, Hubertusstraße 4

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto FORVM I an-2513, oder auf Postsparkassenkonto 151.804.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beiliegt.

INHALT

Monatskalender	426
Glossen zur Zeit	427
<i>Ignazio Silone</i> : Pasternaks Recht und Unrecht	430
<i>René Marcic</i> : Soll uns keine Wahl bleiben?	431
<i>Viktor Meyer</i> : Der Überbau wackelt	433
<i>Franz Fenner</i> : Der Nahe Osten entfernt sich	437
<i>Günther Nenning</i> : Der Aufstand der Einzelnen	440
<i>Roland Nitsche</i> : Existenz, Koexistenz und Harakiri	443
<i>Gottlieb Prager</i> : Ansätze	446
FORVM DES LESERS, POST SCRIPTUM	446
THEATER	
Kritische Rückschau	448
<i>Rudolf Weyss</i> : Das zeitkritische Brett	450
LITERATUR	
<i>Heinz Politzer</i> : Das Paradoxe in der Parabel	453
<i>Günther Busch</i> : Literatur im Kreuzverhör	456
<i>Friedrich Torberg</i> : Eilige Liebschaft mit Büchern	458
BILDENDE KUNST	
<i>Ulrich Baumgartner</i> : Hausse in Kunstbüchern	459
MUSIK	
<i>Fred Goldbeck</i> : Die falschen Dissonanzen	462
<i>Hanns Winter</i> : Keine reinen Freuden	464
BÜCHEREINLAUF	466
INHALTSVERZEICHNIS DES JAHRGANGS 1958	468

REDIGIERT VON FRIEDRICH ABENDROTH · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA ·
FRIEDRICH TORBERG

*Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion
Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM
Die „Post Scriptum“-Notizen von Friedrich Torberg sind durch „P. S.“ gekennzeichnet*

1. Pasternak wird aus dem sowjetischen Schriftstellerverband ausgeschlossen und richtet einen Bittbrief an Chruschtschew, um der Landesverweisung zu entgehen. — Woroschilow sagt Staatsbesuch in Teheran ab.
2. De Gaulle amnestiert 1000 Algerier. — Unruhen in Cypern; fünf Tote binnen 24 Stunden. — Spaltung des finnischen Gewerkschaftsbundes. — Indonesien verstaatlicht die letzten holländischen Unternehmungen. — Amtsantritt des chilenischen Staatspräsidenten Alessandri. — Zwei weitere sowjetische Atomexplosionen.
3. Schweres Trommelfeuer auf Quemoy. — Erneute Aktivität der Aufständischen im Sultanat Oman. — Rücktritt des Vorsitzenden der dänischen KP, Axel Larsen. — UNO-Abrüstungsausschuß auf alle Mitgliedstaaten erweitert. — Kuba: Ministerpräsident Aguera zum Präsidenten gewählt. — Irak: Ex-Generalstabschef Aref verhaftet.
4. Rapacki revidiert seinen Plan für atomfreie Zone. Großmächte sollen Atomwaffen zunächst behalten. — Johannes XXIII. in Rom vom Papst gekrönt.
5. Wahlen in den USA: 280 (232) Demokraten und 154 (196) Republikaner im Repräsentantenhaus, 62 (49) Demokraten und 34 (47) Republikaner im Senat. Von 32 neugewählten Gouverneuren sind 24 Demokraten. In New York schlägt der Republikaner Rockefeller den Demokraten Harriman. — Zwischenfall an der tunesisch-algerischen Grenze. — Attentat auf Vertreter der algerischen Exilregierung in Bonn. — Kanadas Ministerpräsident Diefenbaker bei de Gaulle.
6. Selbstkritik Pasternaks in der „Prawda“. — Feuergefecht an der syrisch-israelischen Grenze. — Frankreichs Außenminister Couve de Murville bei Selwyn Lloyd und Macmillan.
7. Drei Minister der algerischen Exilregierung in Tunis. — Sitzung der Warschauer Botschafterkonferenz. — Wegen anti-jugoslawischer Ausfälle der Festredner verlassen Titos Botschafter die Oktoberfeiern in Pankow und Sofia.
8. König Hussein von Jordanien gibt bekannt, daß er eine „mehrwöchige Europareise“ antreten werde. — Bewaffnung der britischen Zivilisten auf Cypern. — Diefenbaker in Bonn.
10. Chruschtschew fordert Aufhebung des Viermächte-Statuts für Berlin. — Das von König Hussein gesteuerte Flugzeug wird auf dem Weg nach Rom von syrischen Düsenjägern angegriffen und zur Umkehr gezwungen. — Beginn der Genfer Expertenkonferenz zur Verhinderung von Überraschungsangriffen. — Griechenlands Ministerpräsident Karamanlis in Bonn.
11. Bonn weist Chruschtschews Ansprüche auf Berlin zurück. — Jordanien erwägt Klage gegen Nasser vor dem Sicherheitsrat. — Die algerische Exilregierung ventiliert die Möglichkeit eines Waffenstillstands unter UNO-Aufsicht.
12. Irak: Todesurteile gegen Ex-Minister, Verbot der Gewerkschaften. — UNO-Generalversammlung mit allen gegen 9 Ostblock-Stimmen für freie Wahlen in Korea.
13. Die Westmächte beharren auf Status quo in Berlin und sichern der Stadt jede Hilfe zu. — Ein Putschversuch gegen den argentinischen Präsidenten Frondizi wird von der Armee verhindert. — Libanon: Sondervollmachten für Premier Karami. — Bourghiba kündigt Waffenkäufe vom Ostblock an, falls der Westen seine Haltung gegenüber Tunesien nicht revidiert. — Bonn beschließt eine Wirtschaftshilfe von 200 Millionen DM für Griechenland.
14. Das Zentralkomitee der KPdSU beschließt Siebenjahresplan. Bulganin wird als Parteifeind bezeichnet. — Belgrad attackiert Gomulka als „Teilnehmer an der antijugoslawischen Kampagne“. — Irak: Verhaftung von 22 Offizieren.
15. Pariser Verhandlungen über europäische Freihandelszone auf unbestimmte Zeit vertagt. — Amerikanische Militärfahrzeuge werden an der ostdeutschen Zonengrenze von sowjetischen Posten angehalten. Ulbricht fordert Einverleibung Berlins in die Sowjetzone. — Demonstrationen in Buenos Aires gegen Vizepräsident Gomez.
17. Staatsstreich im Sudan. Der Oberbefehlshaber der Armee, General Abbud, stürzt das Kabinett Chalil. Alle Parteien verboten. — Eine Bonner Note an Moskau fordert die Einberufung einer Viermächtekonferenz über Friedensvertrag und Wiedervereinigung. — Die Scheinwahlen in der deutschen Sowjetzone und in Ungarn ergeben 99,8 bzw. 98,4 % für das Regime. — Radio Moskau meldet Flugzettelaaktionen der ungarischen Widerstandsbewegung.
19. Fanfani bietet den Nenni-Sozialisten den Eintritt in die Regierung an, falls sie ihre Bindung zu den Kommunisten aufgeben. — Cypern: Großrazzia gegen die EOKA. — UNO-Beobachter verlassen den Libanon. — Irak: Todesurteil gegen Ex-Premier Achmed Muktar, Gefängnisstrafen für zehn seiner Mitarbeiter.
20. Sowjetbotschafter Smirnow unterrichtet Adenauer über Moskaus Pläne zur Liquidierung des Berliner Besatzungsstatuts. — London anerkennt die neue sudanesishe Regierung. — Neue Angriffe der „Prawda“ auf Bulganin. — Rücktritt des argentinischen Vizepräsidenten Gomez.
22. Der Vorsitzende des US-Senatsausschusses für Abrüstungsfragen, Humphrey, spricht sich gegen die atomare Bewaffnung der Bundesrepublik aus. — Gomulka erklärt Streiks als „konterrevolutionär“. — Wahlen in Australien: Liberale 56 (57) Mandate, Labour 40 (47), Agrarier 18 (18).
23. Erster Wahlgang in Frankreich: KP 18,9 % (Stimmenverlust rund 1,5 Millionen), Gaullisten 17,6 %, Sozialisten 15,5 %, Konservative 13,7 %, MRP 9,1 %, Radikalsozialisten 4,8 %. — Wahlen in Bayern: CSU 45,6 % (38,0), SPD 30,9 % (28,1), Bayernpartei 8,1 % (13,2). — Wahlen in Hessen: SPD 46,9 % (42,6), CDU 32,0 % (24,1), FDP 9,5 % (20,5). — Angriffe Bourghibas gegen Kairo und Paris.
24. Ulbricht fordert Neutralisierung Berlins. — Ghana und Guinea proklamieren ihren Zusammenschluß. — Der französische Sudan wird Republik im Rahmen der Union Francaise.
25. Nixon: „Wir bleiben in Berlin.“ — Erneute Bombardierung Quemoy. — Sitzung der Warschauer Botschafterkonferenz. — Bukarest: 1200 Ärzte von der Praxis ausgeschlossen. — 24stündiger Streik der italienischen Eisenbahner.
26. De Gaulle bei Adenauer in Bad Kreuznach: „Gewisse gemeinsame Vorstellungen“ über die Freihandelszone. Status quo für Berlin. „Grundlegende Übereinstimmung“ in allen wesentlichen Fragen. — Dulles: Die Westmächte und Bonn werden „Vertreter der Sowjetzone notfalls als Beauftragte der Sowjets in Berlin“ betrachten. Widerspruch in Bonn. Der Berliner Stadtsenat äußert sein „Erstaunen“. — Gromyko in Ostberlin. — Verhaftung von vier oppositionellen Politikern in Portugal.
27. Explosive Sowjetnote an die Westmächte und Bonn: Beendigung des Berliner Viermächtestatus, Abzug der westlichen Truppen und Status einer „Freien Stadt“ für die Westsektoren. Falls binnen sechs Monaten keine Annahme dieser Vorschläge erfolgt, würde Moskau einseitig vorgehen und Ostberlin an die DDR übergeben. Chruschtschew erklärt, man müsse das westliche „Eitergeschwür Berlin“ beseitigen.
28. Schärfste Zurückweisung der Moskauer Note durch die Westmächte, Bonn und Berlin. — Nasser bezeichnet Bourghiba als „Lügner“ und „Verleumder“.
29. London für Berlin-Konferenz der Westmächte und der Bundesrepublik. — Otto von Habsburg erklärt in einem Schreiben an Bundeskanzler Raab seinen Wunsch, nach Österreich zurückzukehren. — Eine Moskauer Note an Tokio wendet sich gegen die amerikanischen Stützpunkte in Japan. — „Prawda“ für „Verbesserung der Beziehungen“ zu Jugoslawien. — Eisenbahnstreik in Argentinien.
30. Ulbricht: Luftbrücke nach Berlin wäre eine „militärische Bedrohung“ der DDR. — Zweiter Wahlgang in Frankreich: Gaullisten 26,5 % und 188 Mandate, Kommunisten 20,8 und 10, Konservative 14,9 und 120, Sozialisten 13,8 und 40, sonstige Rechte 8,8 und 27, MRP 7,58 und 57, sonstige Linke 5,75 und 10, Radikalsozialisten 2 und 13.

GLOSSEN ZUR ZEIT

„BERLIN“

ist ein Losungswort ganz für sich allein, mit völlig eigenen Bewußtseins-Inhalten und unverwechselbaren Assoziationen. Es bedarf zu seiner Verdeutlichung keiner Vergleiche oder Parallelen. Berlin ist weder Quemoy noch Danzig noch sonst etwas. Berlin ist Berlin.

Wenn die Sowjets ihren Willen hätten, wäre es das schon längst nicht mehr, wäre das „Eitergeschwür“, als das es von Chruschtschew bezeichnet wurde, schon längst „entfernt“ worden, wäre diese letzte Enklave der Freiheit, dieser letzte Turm westlicher Selbstbehauptung schon längst in die östliche Diktaturniederung eingebettet, aus der er emporragt. Und genau darum — um diese symbolische Einbettung eines symbolischen Wahrzeichens — geht es den Sowjets. Als geographischer Stützpunkt, als militärische Operationsbasis ist die freie Hälfte der Stadt Berlin unbrauchbar und gegen eine ernsthafte Attacke keine zwei Stunden lang zu halten. Als Symbol ist sie unschätzbar und durch nichts zu ersetzen. Und es läßt sich zwar über den Wert von Stützpunkten und Operationsbasen streiten, über den Wert von Symbolen aber nicht.

Das alles weiß auch Nikita Chruschtschew. Was immer ihm bei seinem Ultimatum an „Fernzielen“ vorgeschwebt haben mag — also die staatsrechtliche Anerkennung der Sowjetzone zu erzwingen; auf diesem Umweg und mit dieser Begründung die Aufnahme Rotchinas in die UNO durchzusetzen; die Deutsche Bundesrepublik aus dem NATO-Pakt herauszubringen; seinen getreuen (und vom Westen weidlich unterschätzten) Vasallen Ulbricht mit einer Revision der Oder-Neiße-Linie zu belohnen —: alles, ausnahmslos alles das, würde er mit Freuden zurückstellen, wenn nur das freie Berlin kein freies Berlin mehr wäre. Es kommt ihm wahrhaftig auf die Erreichung dieses offen proklamierten Nahziels an. Und an der Wahrhaftigkeit seiner Proklamation darf man sich auch durch den geringfügigen Umstand nicht irremachen lassen, daß sie in jener verwirrenden östlichen Terminologie erfolgt ist, in der ein paar sehr wichtige, ständig wiederkehrende Vokabeln immer einen ganz andern Sinn haben als im Westen; in der also „Friede“ nicht Friede bedeutet, sondern kampfloses Zurückweichen vor sowjetischen Wünschen, „Demokratie“ nicht Demokratie, sondern ungehinderter kommunistischer Macht-

anstieg zum Zweck ihrer Aufhebung, und „Freie Stadt“ nicht freie Stadt, sondern die Einschmelzung ihres freien Teils in den versklavten.

Daß Chruschtschew an die Annahme seines ultimativen Vorschlags durch die Westmächte nicht ernsthaft glaubt, daß er also zu Gesprächen mit erweitertem Themenkreis bereit sein muß, geht doch wohl aus der sechsmonatigen Befristung des Ultimatums hervor. Gewiß hat er diese Frist auch im Hinblick auf eine mögliche Zermürbung des westlichen Nervensystems gesetzt. Aber ebenso gewiß hat er dabei das westliche Verteidigungssystem im Auge behalten, die westlichen Abwehrmöglichkeiten gegen einen etwaigen Gewaltakt. Sonst hätte er ihn ja vollzogen. Wer Gewalt anwenden will, gibt nicht bekannt, daß er sie in sechs Monaten anwenden wird. Er wendet sie an. Chruschtschew hat nichts dergleichen getan und hat nichts dergleichen vor. Die Halbjahrsfrist mag ihm ebensogut dazu taugen, die Katastrophendrohung, die an ihrem Anfang stand, allmählich zu entschärfen. Man lese die drohenden Texte nach, die der friedliebende Diktator am Beginn der in jüngster Vergangenheit ausgebrochenen Krisen hören ließ, zuletzt bei der Formosa-Krise, und man wird feststellen können, daß diesen Drohungen zwar keine Ent-

spannung gefolgt ist, aber noch weniger eine Verwirklichung. Chruschtschew ist niemandem verantwortlich für das, was er tut oder unterläßt. Niemandem wird es einfallen, ihn etwa danach zu fragen, wieso denn im Libanon noch immer kein prokommunistisches Regime herrscht und warum Quemoy und Matsu (von Formosa ganz zu schweigen) noch immer nicht zum Mutterland zurückgekehrt sind. Chruschtschew muß sich vor niemandem für seine Angriffsaktionen verantworten. Verantworten müssen sich immer nur die, die sich gegen ihn zur Wehr setzen.

Diesmal, so scheint's, werden sie's im eigenen Lager doch ein wenig leichter haben. Diesmal — wir möchten es nicht verschreien — werden die wackeren Atomprotestierer wohl kaum mit einem Manifest herausrücken, das für die Preisgabe Westberlins plädiert, damit der Weltfrieden gerettet werde. In der Frage Berlin scheint sogar im Westen eine gewisse Einigkeit zu herrschen. Das macht Mut. Und Mut wird in den kommenden Monaten genau so dringend erforderlich sein wie Klugheit und Zähigkeit und gute Nerven. Der ständige Ruf nach einer „flexiblen“ westlichen Politik, nach „neuen“ Einfällen und Vorschlägen, nach „Gesprächen“ mit den Sowjets ist schon deshalb sinnlos und demagogisch, weil man weiß, daß die



„So — und was könnten wir denn jetzt noch für den Weltfrieden tun?“

FORVM-Zeichnung von Schoenfeld

Sowjets sich nur auf Gespräche einlassen, deren Ausgangspunkt sie selbst bestimmen. Eben dies haben sie jetzt getan. Sie sind es, die ins Gespräch kommen wollen. Man muß sich nur darüber klar sein, daß Chruschtschews Ultimatum als *Ausgangspunkt* des Gesprächs zu gelten hat und nicht etwa als Endpunkt. Sollte in sechs Monaten tatsächlich noch über dieses Ultimatum unterhandelt werden, dann hat Chruschtschew gewonnen. Es muß — und nicht erst in sechs Monaten, sondern sehr bald — andres zur Debatte stehen, so viel andres, daß auch die Frage, was mit Westberlin geschehen soll, eine ganz andre Lösung findet als die jetzt von Chruschtschew geplante, und daß man sich nur noch darüber wundern wird, wie er jemals glauben konnte, daß *diese* Lösung durchführbar wäre. Aber darüber wundert man sich ja schon heute. Und er glaubt es wahrscheinlich schon heute nicht.

F. T.

DU MUSST VERSTEHEN:

aus eins mach zehn, aus zehn mach eins. De Gaulle hat es noch besser verstanden: aus 142 kommunistischen Abgeordneten machte er 10, aus 19 gaullistischen 188. „Frankreich hat eine schwere Operation vor sich“, stand im Oktoberheft auf dieser Seite. „Wenn Patient und Narkotiseur erwachen ... wird das untaugliche Vielparteiensystem vernichtet und keine taugliche demokratische Alternative an seine Stelle getreten sein.“ Es ist so weit. Patient und Narkotiseur erwachen und es stellt sich heraus, daß die Operation eine Rechenoperation war. Das neue Wahlsystem hat den Gaullisten, die 26,5 Prozent der Stimmen erhielten, 40,4 Prozent der Mandate zugerechnet und den Kommunisten, die 20,8 Prozent der Stimmen erhielten, 2,2 Prozent der Mandate. Über dieses Hexeneinmaleins dürfen sich alle beschweren, nur die Kommunisten nicht. Denn wo sie regieren, wird der Wahlsauber statt mit dem Hexeneinmaleins mit dem Knüppel aus dem Sack gemacht, und das Ergebnis lautet auf 99,9 Prozent. Diese Kennziffer absoluter Diktatur kommt im französischen Wahlergebnis nicht vor.

Die prozentual stärkste Partei nach den Gaullisten sind nicht die Kommunisten, sondern die Abstinente: 25,2 Prozent der Wahlberechtigten gingen nicht zu den Urnen. Auch sie dürfen sich nicht beschweren. Mehr Anlaß dazu haben die alten demokratischen Parteien. Mit Ausnahme von Pinays Konservativen, die statt 91 nun 120 Mandate erhielten, wur-

den sie alle dezimiert: die Sozialisten erhielten statt 95 nur 40 Mandate, die Radikalsozialisten statt 36 nur 13, die Volksrepublikaner statt 74 nur 57. (Wobei diese Ziffern keine exakte Proportion liefern, da in der alten Kammer 545 Abgeordnete des Mutterlandes saßen, in der neuen nur 465.) Zu sagen, daß die alten Parteien nichts Besseres verdient haben, entspricht der historischen Gerechtigkeit, aber nicht der aktuellen Situation. Nur 146 „Alte“ haben im neuen Haus ihren Sitz behalten, 388 haben ihn verloren und die Mehrzahl unter ihnen waren sichere Demokraten. Im alten Haus gab es 142 sichere Antidemokraten: die Kommunisten. Im neuen Haus gibt es zumindest doppelt so viele zweifelhafte Demokraten: zu den 188 Gaullisten des Mutterlandes kommen 71 algerische Abgeordnete, die Gaullisten sind, zu geschweigen von den Rechtsextremisten unter den 120 konservativen und 27 sonstigen rechtsgerichteten Abgeordneten. Die Poujadisten waren ein Kindergarten gegen die Männer, die nun im Parlament sitzen. Diese Männer taten am 13. Mai ihr Möglichstes, die Demokratie von außen zu zerstören. Sie werden nun ihr Möglichstes tun, sie von innen zu zerstören. De Gaulle hat zustande gebracht, woran Poujade niemals ernsthaft dachte — und woran auch de Gaulle lieber nicht denkt.

Denn de Gaulle ist ein ehrenwerter Mann. Er kann sich auf Erkleckliches berufen: er hat, *ohne* Hilfe des Hexeneinmaleins, den Kommunisten 1,5 Millionen Stimmen abgenommen; er hat, *mit* Hilfe des Hexeneinmaleins, eine klare parlamentarische Mehrheit zustandegebracht. Beides sind Erfolge, von denen kein Politiker der Vierten Republik träumte. Nun wären also mit Hilfe dieser Erfolge die eigentlichen Probleme zu lösen. Zum Beispiel das Algerien-Problem. Ist es durch de Gaulles bisherige Erfolge leichter lösbar geworden? Jene Repräsentanten Algeriens, die sich de Gaulle als Verhandlungspartner Frankreichs wünschte, gibt es in der neuen Kammer nicht. Sie wurden durch den vereinten Terror der algerischen Befreiungsfront und der französischen Armee ferngehalten. In der neuen Kammer sitzen französische Nationalisten und deren algerische Strohmannen. Wird zwischen solchen Partnern eine brauchbare Entscheidung über die Zukunft Algeriens zustande kommen?

Die Leute, die im Mai die alten Abgeordneten in die Seine werfen wollten, sind nun die neuen Abgeordneten. De Gaulle hat die Republik einmal vor ihnen

gerettet — mit Hilfe der Männer des alten Systems. Nun gibt es fast nur noch Männer des neuen Systems. Wie wird sich de Gaulle vor den Gaullisten retten?

-ng

WAS IN EUROPA

unmöglich ist — nämlich die wirtschaftspolitische Ehe zwischen dem englischen Pfund und dem französischen Franc —, scheint den Afrikanern ein leichtes zu sein. Der 1957 selbständig gewordene, vormals britische 4,5-Millionen-Staat Ghana und das ehemals französische, durch das Nein zu de Gaulles Verfassungsreform über Nacht auf eigene Beine gestellte Guinea (2,2 Millionen Einwohner) haben beschlossen, sich zu vereinigen und die Keimzelle der „United States of Africa“ (abgekürzt: USA) zu werden. Der ghaneische Präsident Dr. Kwame Nkrumah, ein energischer und zielstrebig Mann, hat bei der Proklamierung dieses Zusammenschlusses in Accra denn auch die amerikanischen USA als hohes Vorbild angesprochen, einmal um sich transozeanische Sympathien und Dollars zu sichern, zum andern, um den von der neuen Staatenbildung sehr unangenehm tangierten europäischen Partnern klar zu machen, daß die zentralafrikanische Union notfalls auch gegen den Widerstand der Muttermächte gebaut werden wird.

Diese Muttermächte — Frankreich und England — sehen sich nun plötzlich vor eine Entscheidung gestellt, mit der sie nie gerechnet hatten: Ghana ist Bestandteil des Commonwealth und hat Pfund-Währung; Guinea ist, wenn auch wider Willen, Mitglied der französischen Union und hat Franc-Währung. Wie soll man die beiden europäisch unter einen Hut bringen, ohne einerseits im Commonwealth, andererseits in der französischen Union heillosen Wirrwarr zu stiften?

Ghana und Guinea sind, geographisch gesehen, Nachbarn wie etwa Frankreich und Rußland. Zwischen ihnen liegen die Sierra Leone (britisch), die Republik Liberia (unabhängig) und die Elfenbeinküste (französisch). In Accra hat man keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Union Ghana-Guinea nur als Anfang gedacht ist und daß die unierten „G“ bald zumindest jene Nachbarn zu kassieren gedenken, die der leiblichen Verbindung im Wege stehen. Die diplomatischen Entwicklungen, die sich daraus ergeben können, sind nicht auszudenken!

Andererseits hat es die Union Ghana-Guinea doppelt eilig, weil in der Nachbarschaft ein großer, gefährlicher Konkurrent heranwächst, der die Hegemoniebestrebun-

gen der Kleinen geradezu lächerlich findet. Es ist Nigeria, der Bundesstaat mit den 33 Millionen Einwohnern, mit einer vorzüglich geschulten Verwaltungselite, mit einer breiten jungen Intelligenz, und mit so profilierten politischen Führergestalten wie dem ostnigerischen Regional-Premier Dr. Nnamdi Azikiwe und dessen west-nigerischem Kollegen Dr. Owafemi Awo-lowo. Innenpolitisch mögen diese beiden zuweilen Gegner sein — außenpolitisch vertreten sie in mächtigem Unisono den Führungsanspruch Nigeriens bei der Vereinigung Zentralafrikas zu einem Großstaat. Nigeria wird im Oktober 1959 selbständig werden; ungefähr zur gleichen Zeit werden die Franzosen Kamerun und Togoland die Freiheit geben. Und ob- schon die Nigerier sonst Verfechter des Prinzips sind, man müsse die Dinge reifen und die Völker in ihre neuen Rollen hineinwachsen lassen, sind sie bereit, die Herausforderung aus Accra zum Wettrennen um die Führung anzunehmen.

Ein Teil Afrikas, dessen politischer Entwicklung das klassische „Zeit-Lassen“ viel eher förderlich wäre, ist in hektische Bewegung geraten.

DER MILITÄRPUTSCH

im Sudan war tagelang Gegenstand allgemeinen Rätselratens. Hatte General Ibrahim Abbud die demokratische Koalitionsregierung Abdallah Chalils beseitigt, um Nasser zu gefallen und um den Sudan der Vereinigten Arabischen Republik auszuliefern? Oder hatte die Armee zugeschlagen, weil sie das Land durch die

Pilgerfahrten bedroht sah, die Chalils Koalitionspartner gemeinsam mit den Oppositionellen nach Kairo unternommen hatten? Abbud hat sich gehütet, auf solche Fragen eindeutig zu antworten. Er sagte nur, die Außenpolitik habe Zeit; vorerst müsse er einmal innenpolitisch sauber machen und die Korruption auskehren. Dies war nun freilich ein deutlicher Hinweis, denn die Verwaltung des Sudans galt und gilt nicht nur als eine der besten im weiten arabischen Umkreis, sondern auch als die am wenigsten korrupte. Und wann immer es im Sudan Korruption gab, war sie ägyptisch etikettiert — wie vor einigen Jahren im Fall jenes Ministers, dem Kairo 180.000 Pfund zugesteckt hatte, damit er dafür proägyptische Wähler kaufe.

Die Stabilisierung des zivilistisch auf-frisierten Militärregimes in Khartum voll- zieht sich indessen in einer Atmosphäre vollkommener Ruhe. Die Parteien sind auf- gelöst, das Parlament existiert nicht mehr, die alte Verfassung ist durch eine neue, provisorische ersetzt (deren erster Absatz bestimmt, daß „alle Gesetze im Namen des souveränen Volkes erlassen werden“), die alten Politiker sind nach zweitägigem Hausarrest wieder auf freiem Fuß. Und die Tatsache, daß Expremier Chalil als Führer der größten Expartei und die Chefs der beiden religiösen Sekten des Sudans dem General ihren Segen erteilt haben, gibt dem Putsch eine nachträgliche demo- kratische Rechtfertigung. General Abbud hat sogar darauf verzichtet, den sudanesi- schen Nationalismus demagogisch hoch- zuputschen. Er begnügte sich damit,

die Denkmäler der „Eroberer“ Kitchener und Gordon von den Plätzen Khartums zu entfernen und ins Museum zu ver- bannen. Wobei man sich im Sudan sehr wohl daran erinnert, daß der britische Eroberer Kitchener ein ägyptisches Er- oberungsheer angeführt hatte.

In Kairo hat man offenbar auch heute noch nicht die richtige Einstellung zur neuen Lage in Khartum gefunden. Die erste Begeisterung — „Auch im Sudan ist nach der Nacht des Imperialismus der helle Tag angebrochen“ — wurde von Schweigen abgelöst, und um zu erfahren, daß es ein verärgertes Schweigen ist, muß man eine italienische Zeitung lesen, die zwischen Nasser und den Democristiani Kontakt hält: die Turiner „Stampa“ be- zeichnet Abbud als ein „Produkt der neuen imperialistischen Taktik der USA“ und verurteilt die Amerikaner, weil sie sich immer noch weigern, „mit Nasser als dem einzigen echten Repräsentanten des arabi- schen Nationalismus zu reden“.

Die Verärgerung in Kairo hat ihre guten Gründe: einerseits fürchtet man dort, daß sich in Khartum nun ein ähnlich starker Mann installiert haben könnte, wie es General Kassem im Irak ist (den die ägyptische Presse seit Wochen totschrweigt), anderseits weiß man in Nassers Umgebung, daß die Hoffnung auf leichte Verhand- lungen über die Teilung des Nilwassers hin- fällig geworden ist. Es wird zähe zu- gehen, auch was die Entschädigung der 60.000 Sudanesen betrifft, die durch den Bau des Assuandamms heimatlos werden.

c. g.

IN MEMORIAM FELIX HUBALEK

Am 23. November 1958 starb in Wien, noch nicht fünfzigjährig, unser Freund und Mitherausgeber Prof. Felix Hubalek. Er war uns von Anfang an verbunden, er hatte schon 1950 an jenem ersten, im bedrohten Berlin abgehaltenen „Kongreß für kulturelle Freiheit“ teilgenommen, der sich hernach als ständige Körperschaft konstituierte, und er war pünktlich zur Stelle, als mit der Unterstützung dieser Körperschaft im Herbst 1953 die Vorbereitungen zur Herausgabe unserer Zeitschrift begannen. Er war immer zur Stelle, immer und überall, wo es um die Freiheit ging, von der er einen sehr präzisen Begriff hatte und die er gegen die kommunistische Diktatur genau so unerschütterlich verfocht wie zuvor gegen die nationalsozialistische. Er wußte, wovon er sprach, wenn er „Freiheit“ und wenn er „Diktatur“ sagte. Die Machthaber des tausendjährigen Reichs warfen ihn dafür ins Gefängnis, und dort zog er sich das schwere Leiden zu, dem er jetzt nach langem, tapferem Kampf erlegen ist.

Felix Hubalek, unser Freund, unser lieber, guter und kluger Freund, der von seiner enormen Arbeitskraft immer noch um eine Kleinigkeit mehr für uns erübrigte, als seine Tätigkeit in der Arbeiter-Zeitung und in zahllosen Bildungs- und Berufsorganisationen ihm erlauben wollte, wird uns schmerzlich fehlen. Wir werden oft an ihn denken — in großer Trauer darüber, daß wir ihn verloren haben, und in großem Stolz darauf, daß er zu uns gehört hat.

FORVM

PASTERNAKS RECHT UND UNRECHT

Der Lärm um Boris Pasternak beginnt abzuflauen. Es ist Zeit, auf dem bisherigen Verlauf des Falles die Bilanz zu ziehen.

In allen Ländern der Erde — oder doch überall dort, wo es eine freie öffentliche Meinung gibt — hat man heftig gegen die Verfolgungen und Bedrohungen protestiert, denen Pasternak in der Sowjetunion ausgesetzt worden war. Diese Proteste waren meiner Ansicht nach die einzig richtige Reaktion auf die erzwungene Ablehnung des Nobelpreises durch Pasternak. Daß es sich um eine erzwungene Ablehnung handelte, ging aus ihrer Formulierung klar genug hervor.

Die tiefe Erregung und Empörung, die durch den Fall Pasternak allenthalben ausgelöst worden war, hat mit überzeugender Deutlichkeit bewiesen, daß es immer noch weite Kreise gibt, für die keine nationalen Grenzen gelten, immer noch eine Gesellschaft, zu der Pasternak, der Mensch und Künstler, zählt. Wir haben mit unsern Protesten keine „Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates“ begangen. Boris Pasternak ist unser Kollege. Er gehört uns ganz genau so wie den Russen, er ist ganz genau so ein Angehöriger der Weltliteratur wie des Sowjetischen Schriftstellerverbandes. Nicht nur er, auch die über alle Grenzen reichende Gemeinschaft freier Menschen und Künstler ist durch das schändliche Vorgehen der sowjetischen Kulturbürokratie verletzt worden. Es war unser Recht und unsere Pflicht, uns dagegen zu wehren. Der Kampf um die geistige Freiheit, den wir manchmal ein wenig vage führen, hatte plötzlich einen Namen und ein Gesicht bekommen: den Namen und das Gesicht Boris Pasternaks. Indem wir uns zu Pasternak bekannten, sind wir für unsere schriftstellerische Ehre und unsere Menschenwürde aufgestanden.

Schon die bloße Tatsache, daß ein Roman, ein Werk der Dichtkunst, wochenlang im Mittelpunkt des Weltinteresses stehen kann, hat uns zum Bewußtsein gebracht, welche Bedeutung echte Kunst und echte Geistigkeit auch heute noch im Leben der Völker innehaben. Auf Warschau und Budapest ist „Doktor Schiwago“ gefolgt. Wer sich in Hinkunft mit der Rolle der Intellektuellen in unserer Zeit befassen will, wird diese drei Ereignisse und ihre Zusammenhänge nicht übersehen dürfen.

*

Der Fall Pasternak war überdies, nicht anders als die beiden vorangegangenen Ereignisse, ein Testfall auch für die Intellektuellen selbst. Die Vertreter der westlichen Literatur, gleichgültig, zu welcher Ideologie sie sich bekennen, aus welchem Milieu sie kommen, welcher Richtung oder Schule sie anhängen, mußten Stellung beziehen und Farbe bekennen. Natürlich gab es nicht nur Proteste. Es gab auch Feigheit, Heuchelei und zweideutige Ausflüchte. Es gab die vorgetäuschte Objektivität, die „denn doch einen Unterschied“ machen will, auch wo in Wahrheit keiner besteht. Es gab den scheinheiligen Neutralismus, der sich von „beiden Fronten gleich entfernt“ hält. Man konnte sogar hören, daß die Verleihung des Nobelpreises an einen Sowjetbürger eine „politische Spekulation des Westens“ gewesen sei, ja geradezu eine Provokation, und daß man auf die Empfindlichkeiten der Sowjets, mit denen man gewiß nicht einverstanden zu sein brauchte, dennoch Rücksicht nehmen müssen ... Wieder einmal zeigte sich das alte Unbehagen, das so viele westliche Schriftsteller überkommt, wenn sie eine Verantwortung auf sich nehmen sollen, die ihr ruhiges Dasein gefährden könnte.

Auch auf die kulturpolitische Situation innerhalb des Sowjetimperiums hat der Fall Pasternak ein grelles Schlaglicht geworfen. Wir sehen jetzt ein wenig klarer als zuvor. Wohl hatten wir gewußt, daß das „Tauwetter“ nur eine kurze und trügerische Hoffnung gewesen war, daß die von Schdanow eingesetzten Bürokraten weiterhin die sowjetischen Kultureinrichtungen, die Verlage, die Schriftsteller- und Künstlerorganisationen beherrschten. Aber wir hätten eigentlich nicht geglaubt, daß der unflätige Tonfall, mit dem diese kleinen Funktionäre über einen großen Dichter herfielen, in der Sowjetunion heute noch — oder heute wieder — möglich wäre.

Wir plädieren nun nicht etwa für den Abbruch aller kulturellen Beziehungen mit Rußland. Wir sind grundsätzlich für den freien Verkehr von Menschen und Ideen. Aber wir werden uns sehr genau die Namen derer merken, die jene schamlose Kampagne gegen Pasternak entfesselt haben und die sich mit seinem Ausschuß aus dem Schriftstellerverband nicht zufriedengeben wollten, sondern auch noch seine Ausweisung aus Rußland verlangten. Wir warten auf das nächste Zusammentreffen mit diesen aberwitzigen Schwätzern, und wir warten geduldig. Wir haben Zeit. Der eine oder andere von ihnen wird ja doch wieder zu irgendeiner internationalen Tagung kommen, nach Paris oder Venedig, nach Rom oder Zürich. Er wisse schon jetzt, daß wir bei der ersten Gelegenheit den Ablauf der Tagesordnung stören und die Affäre Pasternak zur Sprache bringen werden. Er mache sich schon jetzt gefaßt darauf, Rechenschaft über seine Schande abzulegen. Noch keine Epoche in der Geschichte der Weltliteratur hat ein so erbärmliches Schauspiel produziert, wie es die Versammlung der 800 Sowjetschriftsteller war, die den Roman eines ihrer Kollegen — einen Roman noch dazu, den sie gar nicht gelesen hatten — unter wüstem Gejohle und Geschimpfe verdammt. Nicht einmal die finsterste spanische Inquisition kannte ein solches Ausmaß von Dummheit und Demagogie.

Der Zwangskonformismus, der in der Sowjetunion auf jedem Sektor des öffentlichen Lebens herrscht, macht es völlig undenkbar, daß dies alles ohne ausdrücklichen Befehl der obersten politischen Behörden geschehen wäre, daß die Schriftsteller ihre Wahnsinnsbeschlüsse ohne Einverständnis der Sowjetführung gefaßt hätten. Ich glaube, daß die Nachrichten über die Auswirkungen des Skandals, in Rußland selbst und im Ausland, für Chruschtschew eine peinliche Überraschung waren. Erst als er merkte, daß die Schdanowisten seines Kulturapparats ihn zu weit vorgetrieben hatten, lenkte er ein, indem er Pasternak die Möglichkeit zum Einlenken gab.

*

Pasternaks Brief an Chruschtschew mochte dann freilich vielen Freunden und Verehrern des Dichters als eine Enttäuschung kommen. Aber wer wollte, wer dürfte Pasternak richten? Man muß seinen Brief an Chruschtschew mit seinen anderen schriftlichen und mündlichen Äußerungen aus den unmittelbar vorangegangenen Tagen vergleichen, man muß sich die Lynch-Atmosphäre vorstellen, die auf Pasternak lastete.

Dennoch hat der Brief für mich einen peinlichen Beigeschmack. Er enthält, so kurz er ist, nicht weniger als fünfmal die Beteuerung, daß er freiwillig geschrieben worden sei, ohne Gewaltandrohung, ohne fremdes Zutun. „Nichts kann mich zwingen, gegen mein Gewissen zu handeln“, liest man da, und: „Ich war keinen Drohungen und keinem Zwang ausgesetzt“, und: „Ich habe auf den Preis verzichtet, ohne dazu gezwungen worden zu sein.“ Für einen freien Menschen in freier Luft ist es hart, so etwas lesen zu müssen.

Noch ein anderer Zug ist mir an Pasternaks Brief aufgefallen, und zwar, wie ich gestehen will, sehr unangenehm aufgefallen: sein Hymnus auf den heimatlichen Boden, mit dem er sich verwurzelt fühlt. Allzusehr erinnert mich das an die unselige „Blut und Boden“-Duselei, die für die Schreiber einer andern totalitären Diktatur so typisch war. Außerdem steht es im Gegensatz zur internationalistischen Tradition der Führer des russischen Kommunismus, die ja fast alle in der Emigration gelebt haben, und steht im Gegensatz auch zu Pasternaks dichterischem Werk. Niemand verläßt die Heimat leichten Herzens. Aber wenn es nicht anders geht, dann muß man eben emigrieren. Man ist vor allem Mensch — und dann erst Russe oder Italiener oder Deutscher.

Halten wir Pasternak zugute, daß ihn das hysterische Gekläffe der Moskauer Literaturfunktionäre in jenen Tagen völlig betäubt hatte und daß er gar nicht mehr wußte, um wieviel er — dank dem Alarmzustand der öffentlichen Meinung in aller Welt — stärker war als seine Widersacher. Und trösten wir uns damit, daß sein „Doktor Schiwago“ alle Polemiken überdauern wird. Das ist eine Revanche, die kein Diktator verhindern kann.

IGNAZIO SILONE

Soll uns keine Wahl bleiben?

„Da im Herbst 1959 Landtagswahlen in Wien, Niederösterreich und Vorarlberg angesetzt sind, wäre es meiner Ansicht nach aus verschiedenen Gründen zweckmäßig, auch die Nationalratswahlen am gleichen Tag abzuhalten. Eine derartige Regelung würde vor allem Arbeit und Geld sparen. Ich werde auch vorschlagen, im Wege einer Verfassungsänderung die Legislaturperiode auf fünf Jahre hinaufzusetzen. Es wäre meines Erachtens zweckmäßig, wenn auch die Bundesländer, sofern nicht schon eine längere Legislatur-

periode dort besteht, für die Landtagswahlen eine gleichartige Regelung treffen würden. Zu rasch aufeinanderfolgende Wahlen haben, wie sich immer wieder gezeigt hat, den Nachteil, daß die Arbeit der Volksvertretung auf längere Zeit lahmgelegt wird und daß die Zeitspanne für eine wirklich fruchtbare parlamentarische Arbeit zu kurz ist. Es hat sich immer wieder gezeigt, daß auch Wahlen in die Landtage die Arbeit des Parlaments beeinflussen und zumindest für einige Monate lahmlegen können. Des weiteren bedeuten die einander

überschneidenden und in jedem Jahr in anderen Bundesländern durchgeführten Landtagswahlen, dazu noch die Wahlen in den Nationalrat, große Geldausgaben für Propaganda. All dies bildet sicher ein gewichtiges Argument dafür, die Legislaturperioden des Nationalrates und der Landtage zu vereinheitlichen und zu trachten, den Arbeiten der Volksvertretungen im Nationalrat wie in den Landtagen eine möglichst lange und von einer Propagandakampagne ungestörte Arbeitsperiode zu sichern ...“

Bundeskanzler Ing. Julius Raab am 14. September 1958 im Rundfunk
(Sperrungen vom Autor)

Auf dem Salzburger Landtag der ÖVP, am 20. September 1958, wiederholte Julius Raab seine Vorschläge und ging besonders auf die Zusammenlegung von Nationalrats- und Landtagswahlen ein. Am selben Tag unterstützte der Vizekanzler und Chef der SPÖ, Dr. Bruno Pittermann, den Kanzler, und fügte einige neue Gedankengänge hinzu: Künftig sollte die Auflösung des Nationalrats von einer Zweidrittelmehrheit abhängen. Auch sollte man vielleicht anderen Ländern folgen und einen bestimmten Tag des Jahres als Wahltag proklamieren. In der Öffentlichkeit und in der Presse wurden diese Vorschläge einigermaßen heftig diskutiert.

ZWECKMÄSSIGKEIT...

Zweckmäßigkeit, Ersparnis von Arbeit und Geld, Vereinheitlichung — das sind die Argumente für eine Wahlreform. Reichen sie aus?

Die alte politische Maxime „Teile und herrsche“ ist heute durch eine neue ersetzt: „Vereinheitliche und herrsche!“ Wir machen alles gleich, auch um den Preis, daß wir alles gleich tot machen. Wir handeln, als ob Wahlen (nach einem bösen Wort von Gladstone) wirklich nichts anderes wären als Masern, die man alle paar Jahre einmal durchmachen muß — und dann sollen sie wenigstens alle Landeskinder auf einmal bekommen!

Die Diktatur des Rechenstifts reduziert alle Gründe auf einen: auf das Geld! Die offenen und heimlichen Feinde des Föderalismus zücken den Rechenstift und setzen ernste Mienen auf: Ein Landtag, eine Landesregierung, Landeshauptmann, Landtagspräsident, Landesräte, Landtagsabgeordnete ... wozu der ganze Zauber? Mein Gott, das alles kostet doch so viel Geld! Könnte man nicht statt dessen ... Und es folgen die Gemeinplätze, was man statt dessen alles könnte. Der Zentralismus ist ein bewährter Todfeind der menschlichen Freiheit. Fühlen wir uns schon so wohl in der großen zentralistischen Entwöhnungsanstalt für selbständig Denkende und unabhängig Handelnde,

Dieser Artikel des stellvertretenden Chefredakteurs der „Salzburger Nachrichten“ war bereits gesetzt, als die Regierungsvorlage über die Verlängerung der Wahlperioden vorläufig zurückgezogen wurde. Ohne die passive Resistenz der graphischen Arbeiter, die unser Erscheinen um einige Tage verzögerte, hätten wir uns schmeicheln können, daß wir zu diesem Rückzug beitrugen. Der grundsätzliche Wert des Artikels, der sich weniger gegen die Verlängerung der Wahlperioden als gegen die Zusammenlegung von Landes- und Bundeswahlen wendet, bleibt auf jeden Fall unberührt.

daß uns dies kaum mehr auffällt? Freiheit wächst nur dort, wo sich Räume öffnen und verengen, wo durch das Aneinanderreihen von Spannungsfeldern soziale Kräfte und politische Mächte einander die Waage halten. Die Freiheit braucht für jedes Gewicht ein Gegengewicht. Das christliche Abendland hätte das Amt eines Hüters der politischen Freiheit nicht besorgen können, wenn Papst und Kaiser, Kirche und Staat in eins verschmolzen wären, wie dies im Osten geschah. Heute räumen wir die Reste des überlieferten Gleichgewichts der Gewalten beiseite und huldigen dem Zentralismus. Für föderalistische Experimente haben wir keine Zeit und kein Geld.

„Was mich am meisten verwirrt und erschreckt“, schrieb de Tocqueville vor hundert Jahren, „ist die Tatsache, daß wir aus der Bereitschaft zur Sklaverei ein Grundelement der Tugend machen wollen.“ Zentralismus ist Bereitschaft zur Sklaverei. Die zentralisierte, rationalisierte und technisierte Staatsgewalt wird durch ihr eigenes Bewegungsgesetz zu Übergriffen getrieben. Ihr gilt es Widerstand zu leisten. Wenn man sie gewähren läßt, entzieht sie dem Menschen Stück um Stück der Verfügung über sich selbst. Der rationalisierte und technisierte Zentralismus tyrannisiert nicht offen. Er engt die Freiheit des Einzelnen durch unsichtbare Einzelakte ein. Die Nation wird eine Herde furchtsamer und fleißiger Tiere, deren Hirte die Regierung ist.

... WIEGT FREIHEIT NICHT AUF

Die politische Freiheit ist ein Wert, der mit Geld, Zeit und Arbeit nicht aufzuwiegen ist. Und die Vorschläge unserer Staatsmänner für eine Wahlreform weisen — mit keinen gewichtigeren Argumenten, als daß damit Geld, Zeit und Arbeit zu sparen sei — in die Richtung zentralistischer Totalität. Freilich sind sie sich dessen nicht bewußt. Der Schrumpfungsprozeß der Freiheit vollzieht sich jenseits des offiziellen Bewußtseins im Schutz des Schattens, den beste offizielle Absicht vorauswirft.

Die geplante Wahlreform widerspricht den bundesstaatlichen Grundsätzen unserer Verfassung. Sie schwächt den Föderalismus und vermindert die Garantien der Freiheit. Die Eigengesetzlichkeit und die Sonderfunktion der Landeswahlen gegenüber den Bundeswahlen werden von den Urhebern des Vorschlages verkannt. Die Zusam-

menlegung der Nationalrats- und der Landtagswahlen bedeutet zwar nicht, daß diese als formale Einzelakte vernichtet werden, aber Bundeswahl und Landeswahl würden sich der Öffentlichkeit äußerlich als ein Akt vorstellen. Dadurch büßen die Landeswahlen ihren sachlich und gesetzlich begründeten Charakter ein. Sie vollziehen sich im Schatten der Nationalratswahlen und nicht mehr unter den Gesichtspunkten der Landespolitik, die weitgehend autonom sein soll. Tritt neben die Vereinheitlichung der Bundes- und der Landeswahlen auch noch die Vereinheitlichung aller Gesetzgebungsperioden im Bund und in den Ländern, so wäre dies eine derart einschneidende Reform, daß die Frage erwogen werden muß, ob nicht eine Gesamtänderung der Verfassung im Sinne des Artikels 44, Absatz 2 des Bundesverfassungsgesetzes einträte. Eine solche Gesamtänderung der Verfassung müßte der Volksabstimmung unterworfen werden. Es erhebt sich damit die Frage, ob der Nationalrat und die Landtage verfassungsrechtlich in der Lage sind, auf dem Weg der paktierten Gesetzgebung gemeinsam derlei Änderungen vorzunehmen, ohne den Souverän Volk zu befragen.

DIE SCHLEICHENDE ZENTRALISIERUNG

Das bundesstaatliche Prinzip, das der Artikel 2 des Bundesverfassungsgesetzes festlegt, wurde in den letzten Jahren mehrfach abgeschwächt. Die Verfassungsjuristen Spanner und Ermacora haben freimütig auf die Gefahren dieser Entwicklung hingewiesen, als der Verfassungsgerichtshof es ablehnte, die Landesbürgerschaft für eine typische Einrichtung des Bundesstaates zu halten, deren Abschaffung einer Gesamtänderung der Verfassung gleichkommt. Die Beseitigung der Landesbürgerschaft zugunsten der Bundesbürgerschaft (Staatsbürgerschaft) werfe, so versicherte Spanner, ein bezeichnendes Licht auf die fortschreitende Zurückdrängung der Länder als Gliedstaaten des Bundesstaates: „Jedenfalls aber scheint es nicht unberechtigt, angesichts dieser Entwicklung zumindest von der Gefahr einer *schleichenden Gesamtänderung* der Bundesverfassung im Hinblick auf das bundesstaatliche Prinzip zu sprechen.“

Der österreichische Föderalismus beruht nach einem Leitgedanken der Väter unserer Bundesverfassung, vor allem Hans Kelsens, auf dem Prinzip der Gleichheit: Die funktionelle Gleichartigkeit und Ebenbürtigkeit von Bund und Ländern zeigt sich in einer grundsätzlichen Gleichwertigkeit der Normen des Bundesgesetzgebers und des Landesgesetzgebers. Unsere Verfassung kennt daher die Regel nicht, daß Bundesrecht Landesrecht bricht. Der österreichische Föderalismus ist seinem Wesen nach eine *vertikale Gewaltenteilung*. Sie hat für die Überwindung des Absolutismus des Staates dieselbe Bedeutung wie Montesquieus Prinzip der *horizontalen Gewaltenteilung* für die Überwindung des Absolutismus im Staat.

Die Eigengesetzlichkeit der Landeswahlen hat in Österreich noch einen besonderen Grund. Hier fehlt das System der Nachwahlen, die in einigen anderen Demokratien die Funktion eines Barometers der Volksstimmung besorgen. Die Landeswahlen haben speziellen Symptomwert. Sie ermöglichen eine zusätzliche politische Kontrolle der Zentralregierung durch die öffentliche Meinung. Die Landeswahlen haben daher eine doppelte Funktion: Sie rücken das personale und lokale Moment in den Vorder-

grund, während es bei den Bundeswahlen mehr um Programme und Sachentscheidungen geht, und sie wirken andererseits von der Landes- auf die Bundesebene zurück, weil sie im Zeitraum zwischen den Bundeswahlen Hinweise auf die öffentliche Meinung insgesamt geben. Rechtlich und funktionell gehören Landes- und Bundeswahlen auf verschiedene Ebene. Legt man sie räumlich und zeitlich zusammen, wird Ungleiches gleich geregelt. Demokratie bedeutet ständige Auseinandersetzung zwischen Partnern und Gegnern. Je mehr die Möglichkeiten solcher Auseinandersetzung beschnitten werden, desto schlimmer für die Demokratie. Was Lebensform sein soll, wird zur Technik politischer Manager.

DER SCHLAFENDE SOUVERÄN

Die geplante Wahlreform widerspricht vielleicht nicht direkt den konkreten Bestimmungen der geltenden Verfassung, aber sie widerspricht ganz gewiß deren Geist und dem Geist der Demokratie überhaupt. Die Demokratie und ihr Herzstück, die Wahl, ist eine Institution des Naturrechts. Auch Jean-Paul Sartre begreift das allgemeine Wahlrecht metaphysisch und sagt, auf Descartes hinweisend, dieses Recht ließe sich „mit nichts anderem begründen als mit der allen Menschen gleich zukommenden Fähigkeit, ja oder nein zu sagen“. Tatsächlich trat erst in der Existentialphilosophie die Bedeutung jedes einzelnen Wahlaktes des Menschen mit voller Wucht in Erscheinung. Wählen heißt existieren. Wer die Wahlen rationalisiert und mechanisiert, schwächt den Menschen in seinem existentiellen Kern. Schon Thomas von Aquin kannte diese Gefahr und gelangte mit Aristoteles zur Erkenntnis, daß die „gemischte Verfassung“, die konstitutionelle Demokratie, die tauglichste Lebensform der Menschen ist. In der „Summa theologiae“ heißt es wörtlich: „Talis enim est optima politia, bene commixta . . . et ex democratia, idest potestate populi, in quantum ex popularibus possunt *eligi* principes, et ad populum pertinet *electio principum*.“*)

Demokratie und Wahlen gehören zusammen. Schon daraus folgt, welch entscheidende Bedeutung der Wahlmodalität für die Machtverteilung im Staat zukommt. Ortega y Gasset hat einmal sehr klug vermerkt: „Das Heil der Demokratien, von welchem Typus und Rang sie immer seien, hängt von einer geringfügigen technischen Einzelheit ab: vom Wahlrecht! Alles andere ist sekundär.“ Das Wahlrecht ist das vornehmste Recht des Bürgers im demokratischen Staat. Der deutsche Staatsrechtslehrer Richard Thoma definiert die Demokratie als staatliches Gebilde, das auf dem allgemeinen Wahlrecht beruht, und er nennt sie einen Staat, dessen Souverän man ununterbrochen anschreien muß, damit er nicht einschläft. Und was schlagen unsere Staatsmänner vor? Bürger geht schlafen und ruht euch aus! Aber wir brauchen keine schlafende, sondern eine wache, streitbare Republik! Der Wahltag ist jener märchenhafte Augenblick, an dem sich jeder Staatsbürger als König fühlen darf, der auf dem Throne sitzt und regiert. Warum soll die Zahl solcher Augenblicke vermindert werden? Warum soll das Wenige, was noch vom mythischen Boden der Demokratie da ist, preisgegeben werden?

*) „Denn dies ist das beste Staatswesen, welches wohlgemischt ist . . . auch aus der Demokratie, das ist aus der Herrschaft des Volkes, dermaßen, daß aus den Volksgenossen die Führer erwählt werden können und die Wahl der Führer dem Volke zusteht.“ (Summa II, 105)

Der Überbau wackelt

ZUM IDEOLOGIEVERLUST DER KOMMUNISTISCHEN BEWEGUNG

Zum 41. Jahrestag der sowjetischen Oktoberrevolution erklärte Nikita Chruschtschew, daß die Sowjetunion, China und die Volksdemokratien jetzt in Einheitsfront zum „großen Ziel des Kommunismus“ weiterschreiten. Dies kann nur dahin ausgelegt werden, daß nach Auffassung Chruschtschews sowohl in der Sowjetunion wie in den andern kommunistischen Ländern der Aufbau des Sozialismus im wesentlichen abgeschlossen ist und diese Staaten im Begriffe sind, in die „höhere Phase“ der kommunistischen Gesellschaftsordnung einzutreten. Gigantische wirtschaftliche Aufbauprojekte, bei denen der Schwerindustrie und der chemischen Industrie das Primat zugewiesen ist, sollen diesen Übergang markieren. Der auf den kommenden Januar angesetzte XXI. Parteikongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion wird sich ausschließlich mit diesem neuen wirtschaftlichen Expansionsprogramm, das ab 1961 im ganzen Ostblock auf der Grundlage einer gemeinsamen, koordinierten Planung durchgeführt werden soll, befassen.

DAS VERLORENE PROGRAMM

Der XXI. sowjetische Parteitag wird ausdrücklich als „außerordentlicher Parteikongreß“ bezeichnet. Dies hat seinen guten Grund. Am vergangenen XX. Parteitag haben nämlich die sowjetischen Führer versprochen, beim nächsten Kongreß den Entwurf eines neuen Parteiprogramms vorzulegen. Nun wird die Einlösung dieses Versprechens dadurch umgangen, daß man dem kommenden Parteitag das Prädikat „außerordentlich“ voranstellt. So schreitet die kommunistische Welt über die Schwelle der angeblich „höchsten Phase“ der Menschheitsgeschichte, ohne daß ihre führende Kraft, die sowjetische Partei, ein gültiges politisches und ideologisches Programm oder auch nur eine gültige Parteigeschichte besäße. Die Idee, welche einst den Menschen zum irdischen Paradies führen wollte, hat sich im Zeitpunkt ihrer angeblichen Verwirklichung auf reine Macht und nüchterne wirtschaftliche Planziffern reduziert.

Noch zur Zeit Stalins hätte sich niemand den Eintritt in die „höchste Phase“, den Kommunismus, ohne gültiges Grundsatzprogramm denken können. Stalin war vielmehr darauf bedacht, jeden seiner politischen Akte wenn möglich im voraus, zumindest aber gleichzeitig, sorgfältig ideologisch zu fundieren. Er mochte den Marxismus-Leninismus bis zur Unkenntlichkeit verdrehen, aber er verstand es, das ideologische Gehäuse zusammenzuhalten und die überwältigende Mehrheit der Kommunisten im Glauben zu lassen, sie kämpften und opferten sich für die große Idee der Menschheitsbefreiung und nicht für irgendwelche machtpolitische Zwecke. Es gelang Stalin auf diese Weise, sich sowohl in der Sowjetunion wie in den Satellitenstaaten und in der Diaspora eine sich selbst verleugnende, blind gehorchende Gefolgschaft heranzuzüchten, die darüber hinaus mit geradezu mittelalterlichem

Glaubensfanatismus um die angebliche „ideologische Reinheit“ der eigenen Reihen besorgt war.

Es scheint, daß sich nicht nur Stalin, sondern auch dessen Nachfolger bewußt waren, welch lebenswichtige Bedeutung eine tragende Ideologie für ein totalitäres Regime von der Art des kommunistischen besitzt. Man darf die Entlarvung Stalins auf dem XX. Parteikongreß und das Zusammengehen mit Tito nach wie vor als einen großangelegten Versuch betrachten, das kommunistische Lager auf der Grundlage eines reformierten und modernisierten Marxismus-Leninismus neu zu organisieren. Eine tragende Ideologie kann sich aber in dem Augenblick als gefährlicher Bumerang erweisen, da man durch unvorhergesehene Ereignisse gezwungen ist, entgegen seinen eigenen Lehrgrundsätzen zu handeln, ohne daß man vorher Zeit gehabt hätte, diese Wendung dogmatisch zu begründen und zu untermauern. Genau in dieser Lage aber sahen sich die sowjetischen Führer, als sie die ungarische Revolution von 1956 niederschlugen. Man hat den Eindruck, daß sich seit dieser Zeit innerhalb der kommunistischen Welt, soweit sie von Moskau beherrscht ist, allmählich, ja fast unmerklich, eine Änderung von grundsätzlicher und vielleicht heute noch kaum ganz übersehbarer Bedeutung vollzogen hat. Chruschtschew selber hat in seiner Rede vom 3. Juni 1958 vor dem bulgarischen Parteitag in Sofia diese Wandlung erläutert, indem er sagte, daß die marxistisch-leninistische Theorie vor allem durch erfolgreiche praktische Maßnahmen gestützt und bereichert werden sollte. Dies bedeutet, daß in Zukunft die kommunistische Praxis die Ideologie formen soll und nicht mehr umgekehrt wie bisher. Chruschtschew fand es nach den ungarischen Ereignissen für opportuner, den Kommunismus statt mit komplizierten gesellschaftstheoretischen Theorien mit dem Versprechen auf Fleisch und Butter zu „schmieren“ und im übrigen unmißverständlich darzulegen, daß die bewaffnete Macht der Sowjetunion jede Änderung des Status quo in Osteuropa mit Gewalt verhindern werde. Heute ist an die Seite oder gar schon an die Stelle des Fleisch- und Butterevangeliums die Verheißung eines neuen, gigantischen wirtschaftlichen Aufbauwerkes getreten, welches, wie Chruschtschew sagte, die Welt „in Staunen versetzen“ würde.

DER FELDZUG GEGEN JUGOSLAWIEN

Daß es sich bei der Frage des Primates der Ideologie nicht um eine bloße Haarspalterei handelt, zeigen verschiedene bemerkenswerte Erscheinungen innerhalb der heutigen kommunistischen Welt. Besonders hervorzuheben ist dabei die Anlage der gegenwärtigen Kampagne gegen den sogenannten „modernen Revisionismus“ und dessen angebliche Hauptvertreter, die jugoslawischen Kommunisten. Diese jetzige antijugoslawische Hetze unterscheidet sich in ihrem Charakter wesentlich von derjenigen während des ersten Kominformkonfliktes nach 1948. Stalin hatte damals gegen die Belgrader Parteiführung eine Reihe von konkreten Vorwürfen ideologischer und poli-

Als ständiger Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ berichtet Dr. Viktor Meyer von Wien aus über die Ostblockstaaten, die er schon mehrmals besucht hat.

tischer Natur erhoben, deren Berechtigung vom marxistischen Standpunkt aus nicht immer ganz von der Hand zu weisen war. Die Jugoslawen gaben dies auch indirekt zu, indem sie nach der Veröffentlichung der ersten Kominformresolution darnach trachteten, sich durch eine Reihe von „linken Maßnahmen“, zum Beispiel durch die gewaltsame Kollektivierung der Landwirtschaft, das Vertrauen Moskaus wieder zu erringen. Im weiteren führte Stalin seine Kampagne gegen Tito nach einem genauen Plan und nach strengen Regeln und Prinzipien, von denen keine Satellitenpartei auch nur ein Jota abweichen durfte. Er stellte die Jugoslawen, gemäß seiner Taktik der politischen „Amalgame“, als Zentrum einer imperialistischen Verschwörung hin und brachte alle politischen Gruppen in den Satellitenparteien, die er liquidieren wollte — von den „Nationalkommunisten“ bis zu den echten „Internationalisten“ und den jüdischen „Kosmopoliten“ —, künstlich mit ihnen in Verbindung. Jede Satellitenpartei hatte in diesem Plan ihre fest umrissene Rolle zu spielen.

Heute dagegen kann von irgendwelchen ernsthaften ideologischen und politischen Argumenten im Kampf gegen die jugoslawischen Kommunisten überhaupt nicht mehr die Rede sein. Darauf weist z. B. der Artikel hin, welcher in der ersten Nummer der neuen gesamtkommunistischen Zeitschrift „Probleme des Friedens und des Sozialismus“ unter dem Titel „Der Sozialismus und der Staat“ erschienen ist. Darin werden den Jugoslawen ganz einfach „Theorien“ unterschoben, die sie weder in der Theorie noch in der Praxis jemals verkündet haben. Diesen fiktiven jugoslawischen „Irrlehren“ werden dann unter Berufung auf Chruschtschew „richtige“ marxistisch-leninistische Auffassungen gegenübergestellt, die aber merkwürdigerweise gerade das besagen, was die Jugoslawen in Wirklichkeit meinen.

ANTI-TITOISMUS AUF EIGENE FAUST

Zum andern aber kann man die Feststellung machen, daß heute beinahe jede kommunistische Partei unter dem „modernen Revisionismus“ und insbesondere seiner jugoslawischen Erscheinungsform etwas völlig anderes zu verstehen scheint und den Kampf gegen Belgrad gänzlich nach eigenem Gutdünken und nach eigenen Gesichtspunkten führt. Aus den Äußerungen Chruschtschews und aus verschiedenen sowjetischen Verlautbarungen läßt sich beispielsweise die Tendenz Moskaus erkennen, zwischen dem jugoslawischen Volk und sogar der Masse der jugoslawischen Parteimitglieder einerseits und den „revisionistischen Führern“ des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens andererseits scharf zu unterscheiden. Für die ersteren findet man zum Teil lobende Worte und spricht von „gemeinsamen Interessen im Kampf für Frieden und Sozialismus“. In diametralem Gegensatz zu dieser sowjetischen Haltung führen die bulgarischen und albanischen Kommunisten die Kampagne gegen Belgrad mit Argumenten, die nicht die jugoslawischen Parteiführer, sondern die Völker Jugoslawiens und deren patriotische Gefühle treffen müssen. Mit der Wiederauflösung der mazedonischen Frage und des Problems der albanischen Minderheit in Kosovo-Metohija begeben sie sich zurück auf die Plattform des vielgeschmähten „bürgerlichen Chauvinismus“. Diese Haltung Sofias und Tiranas ist natürlich insofern verständlich, als die bulgarischen und albanischen

Kommunisten sowohl vor dem ersten Kominformkonflikt wie in der Zeit nach 1955 hegemonistische Tendenzen der Jugoslawen gegenüber ihren Ländern und Parteien befürchten mußten und sie deshalb heute bestrebt sind, den Konflikt mit Belgrad nach Möglichkeit unwiderfürlich zu machen. Zugleich läßt aber diese Haltung der Albaner und Bulgaren erkennen, daß es Moskau zumindest im Augenblick gar nicht darauf ankommt, auf welche Weise und mit welchen Argumenten gegen Belgrad ins Feld gezogen wird. Wichtig erscheint nur, daß die einzelnen Parteien gegen die „jugoslawischen Revisionisten“ Stellung beziehen und sie auf irgendeine Weise angreifen.

DIE LEISEN UND DIE LAUTEN

Andere kommunistische Parteien scheinen an der Kampagne gegen Tito nur laues Interesse zu bekunden und sich auf das unabdingbare Pflichtsoll von Beschimpfungen zu beschränken. Dies gilt vor allem für die von technokratischem Funktionärsdenken geleiteten tschechischen Kommunisten und für die in komplizierten Angelegenheiten traditionell leisetreterischen Rumänen. Widerspruchsvoll wiederum ist die Haltung der ungarischen Partei, deren Parteisekretär János Kádár bekanntlich auf eine gewisse titoistische Vergangenheit zurückblicken kann. Die Budapester Neokommunisten haben zwar, sicherlich auf höhere Order hin, der Anklageschrift gegen Imre Nagy eine betont antijugoslawische Note gegeben. Dann aber haben sie sich in einer Weise von selbständigen Angriffen gegen Belgrad zurückgehalten, daß das Kommuniqué über die Verurteilung Nagys und die wenig später abgesandte Note an Jugoslawien bereits wie Fremdkörper in der Politik der Budapester Parteileitung anmuten, zumindest was die Haltung gegenüber Tito betrifft. Zwei der ärgsten anti-titoistischen Schreihälse unter den ungarischen Parteifunktionären, Deszö Nemes und Adam Wirth, wurden im Zusammenhang mit den Parlamentswahlen deutlich in den Hintergrund geschoben. Gomulka schließlich, der noch im September 1957 in Belgrad weilte und Tito für eine Art Bündnis gegen die sich wieder verstärkenden Hegemonietendenzen Moskaus zu gewinnen suchte, ist erst dieser Tage, wahrscheinlich im Austausch gegen gewisse Konzessionen in bezug auf die inneren Verhältnisse Polens, in das Lager der Sprecher gegen Tito eingeschwenkt.

Diese weitreichenden Unterschiede in der Art, mit der die einzelnen kommunistischen Parteien die von Moskau anläßlich der Besprechungen vom Herbst 1957 befohlene und später auf die Jugoslawen zugespitzte Kampagne gegen den „modernen Revisionismus“ führen, lassen vermuten, daß offenbar eine gemeinsame Basis, und insbesondere eine gemeinsame ideologische Basis, für den Feldzug gegen Belgrad fehlt. Die Bemerkungen des sowjetischen „Kommunist“ zum jugoslawischen Parteiprogramm waren zu dürftig, um eine solche Grundlage zu liefern. Für jedermann war es offenkundig, daß der Bruch mit Jugoslawien kommen mußte, als sich Tito im Herbst 1957 weigerte, nach Moskau zu reisen und als dessen Stellvertreter die Erklärung der zwölf regierenden kommunistischen Parteien nicht unterzeichneten. Der Beitritt zu dieser Deklaration hätte aber den Eintritt Jugoslawiens in das „sozialistische Lager“ und vielleicht sogar in den Warschauer Pakt bedeutet. Belgrad hätte seine außenpolitische Bewegungsfreiheit eingebüßt. Da Moskau nicht im entferntesten

darán dachte, den jugoslawischen Wünschen auf eine Reorganisierung seines „Lagers“ auf der Grundlage freier und gleichberechtigter Beziehungen entgegenzukommen, konnte sich Tito trotz allen Bemühungen, Chruschtschew Beweise seines guten Willens zu liefern, nicht zu einem solchen Schritt entschließen. In einem auf reiner Macht gegründeten Imperium durfte aber für einen Partner mit unabhängiger Außenpolitik kein Platz sein. Um den Machtcharakter des Konfliktes zu überdecken, wurden die Jugoslawen über Nacht mit dem ideologischen Schimpfwort „Revisionisten“ bedacht, obschon sie weder ihren politischen noch ihren ideologischen Standort irgendwie geändert hatten.

INNERE WIDERSPRÜCHE . . .

Der Konflikt mit Jugoslawien ist aber nicht der einzige Tatbestand, wo sich bei den einzelnen kommunistischen Staaten innere Widersprüche, Unterschiede und entgegengesetzte Erscheinungen in immer stärkerem Maße geltend machen. Beispielsweise beschreiten Ungarn und Polen in der Frage der landwirtschaftlichen Kollektivisierung einen Weg, der von demjenigen Ostdeutschlands, der Tschechoslowakei und Rumäniens grundverschieden ist. In Bulgarien ist mit der Zusammenlegung der landwirtschaftlichen Kolchosen sogar eine Entwicklung eingeleitet worden, zu der es bisher nicht einmal in der Sowjetunion gekommen ist. Andererseits sind die wirtschaftlichen Reformmaßnahmen in der Sowjetunion, mit denen Chruschtschew die Ideologie stützen und bereichern will, in den Satellitenstaaten weder nachgeahmt noch durch analoge Reformen gedeckt worden. Noch augenfälliger sind die Unterschiede in der Kulturpolitik, zum Beispiel zwischen Polen und der Tschechoslowakei.

Man könnte diese Verschiedenheit der Verhältnisse für den Ausdruck einer gegenüber Stalin „vernünftigeren“ Politik oder für den Ausdruck der bekannten „zentristischen“ Linie halten, wenn sich auf der andern Seite nicht gleichzeitig das Bestreben Moskaus erkennen ließe, die Einheit der kommunistischen Welt um jeden Preis zu festigen und deren Zusammenschluß so weit voranzutreiben wie nie zuvor. In der Haltung der einzelnen kommunistischen Staaten gegenüber dem nichtkommunistischen Ausland sind heute kaum mehr Nuancen zu erkennen, und ab 1961 wird zum erstenmal im ganzen Ostblock eine auf gemeinsamer Planung beruhende Koordination der einzelnen Volkswirtschaften anheben. Fast wichtiger aber noch scheint die Tatsache, daß in den parteiamtlichen Publikationen und Erklärungen immer stärkeres Gewicht auf die Gemeinsamkeit der „Grundgesetze“ der sozialistischen Entwicklung gelegt und dieses Beharren auf den „grundlegenden Gesetzmäßigkeiten“ immer intoleranteren Formen annimmt. Eine jugoslawische Zeitschrift schrieb bereits vor einem Jahr, daß man gut daran täte, diese „Grundgesetze“ einmal klar und erschöpfend zu umschreiben. Diese Definition wäre eine Aufgabe der Ideologen — und sie ist bis heute nicht erfolgt. Inzwischen läßt man, allem Gerede von „monolithischer Einheit“ zum Trotz, beispielsweise in Polen den „Revisionisten“ Gomulka und in Ungarn den „Titoisten“ Kádár regieren und gewähren, unter der Bedingung, daß sie sich nach außen an die „Linie“ halten und für Ruhe und Ordnung garantieren. Es ist dies ein Beharren auf dem äußerlichen Status quo

und dem äußerlichen Schein. Der Gedanke taucht auf, ob man unter solchen Verhältnissen nicht bereits von einem Nachlassen der inneren Kohäsion des sozialistischen Lagers oder gar von einer fortschreitenden Desintegration sprechen könnte.

Selbstverständlich bedeuten all diese Erscheinungen keineswegs, daß die Kommunisten etwa beabsichtigen würden, ihre offizielle Ideologie des Marxismus-Leninismus über Bord zu werfen. Dies wäre ebenso undenkbar, wie wenn ein arabischer Nationalist etwa plötzlich das Bestehen der arabischen Nation zu leugnen beginnen würde. Die marxistisch-leninistische Ideologie ist aber im zeitgenössischen Kommunismus längst nicht mehr jenes zusammenhängende System von Begriffen und Gedanken, mit dem die Gegenwart bestimmt und auf dem ein visionäres Gebäude der Zukunft erstellt werden könnte. Sie ist zu einer leeren Formelsammlung geworden. Schon Stalin empfand den immer unüberbrückbareren Gedanken zwischen Lehre und Praxis. Es schien, als ob er in seinen letzten Lebensjahren den Marxismus-Leninismus in eine Art großrussischen Nationalsozialismus umwandeln wollte. Stalins Nachfolger aber waren zu einer derartig schöpferischen ideologischen Leistung nicht mehr imstande. Unter ihren Händen und unter dem Druck der Ereignisse in den letzten drei Jahren verwandelte sich der Marxismus-Leninismus in einen reinen Pragmatismus oder Praktizismus. Chruschtschew unternimmt eine praktische Reform nach der anderen und betont nachträglich, wie jetzt anläßlich der Vorbereitungen zum XXI. Parteikongreß, deren „ungeheure theoretische Bedeutung“. Es erscheint deshalb trotz gewisser äußerlicher Affinitäten kaum berechtigt, von einer „Restalinisierung“ zu sprechen. Vielmehr scheint der Kommunismus in jene „dritte Phase“ eingetreten zu sein, welche Milowan Djilas als die „undogmatische“ Phase definierte — die Phase des reinen Machtpragmatismus.

. . . UND ÄUSSERE EINHEIT

Gerade wegen dieser Entwicklung ist der Kommunismus heute besonders auf die äußere Fassade der Ideologie angewiesen, welche den Prozeß der inneren Desintegration verschleiern und den reinen Machtcharakter der sowjetischen Herrschaft überdecken soll. Je mehr sich der Inhalt der gemeinsamen Lehre verflüchtigt, desto wichtiger werden die äußeren Formen, die Etikette und die formale Terminologie. Je stärker und unverhüllter die physische Macht allein den Zusammenhalt des Systems garantieren muß, desto größere Bedeutung gewinnen einheitliche Symbole, zeremonielle Formeln und Deklarationen, welche diese Macht mit Nimbus und Verklärung umgeben sollen. Die kommunistische Partei der Sowjetunion, die sich als „führende Kraft“ und als politisches Zentrum des sozialistischen Lagers ausgibt, ist deshalb darauf angewiesen, unter allen Umständen auch das ideologische Monopol in den Händen zu halten. Der endgültige Bruch zwischen Moskau und Belgrad erfolgte deshalb nicht zufällig zu dem Zeitpunkt, als die Jugoslawen mit ihrem neuen Parteiprogramm an die Öffentlichkeit traten. Die sowjetische Partei, die ein gültiges Grundsatzprogramm nicht besitzt, stand deshalb nur vor der Wahl, zugunsten der Jugoslawen auf ihre ideologische Führerschaft zu verzichten oder dann die Partei Titos als Ketzer zu verdammen. Im Falle des kleinen

Jugoslawiens konnte sich Moskau dieses Verdammungs-urteil leisten. Nun ist aber aus Peking eine neue Gefahr für das ideologische Monopol der sowjetischen Führung aufgetaucht. Die sogenannten „Volkskommunen“, die jetzt in China mit unerhörter Grausamkeit ins Leben gerufen werden, stellen nämlich, obgleich sie mit Marxismus kaum mehr etwas zu tun haben dürften, insofern eine echte, schöpferische ideologische Errungenschaft dar, als sie ein völlig neues System von gesellschaftlichen Beziehungen begründen wollen. In der chinesischen Parteipresse wird die Schaffung der „Volkskommunen“ — in dieser Hinsicht gleichsam ein ideologisches Gegenstück zum jugoslawischen System der Arbeiterselbstverwaltung — als „Grundzelle des Kommunismus“ bezeichnet. Bezeichnenderweise hat die sowjetische Parteipresse zu den „Volkskommunen“ bisher überhaupt nicht Stellung bezogen.

STATT ECHTER IDEOLOGIE . . .

Es besteht für Moskau tatsächlich die große Gefahr, das ideologische Monopol innerhalb des Weltkommunismus zu verlieren. Die politischen Folgen, die sich daraus ergeben könnten, sind zufolge der engen Beziehung zwischen Ideologie und Politik im kommunistischen System unabsehbar. Es rächt sich nun, daß die heutigen sowjetischen Führer, die im Gegensatz zu Stalin über eine Mehrzahl von kommunistischen Parteien und Staaten herrschen müssen, die Wichtigkeit einer schöpferisch gestalteten, für alle Verhältnisse gültigen und der täglichen Praxis übergeordneten Ideologie nicht erkannt haben, sondern sich einem phantasielosen, lediglich die bestehenden Verhältnisse stützenden Tagespragmatismus hingegeben haben. Die Reformen Chruschtschews in der Landwirtschaft, der Industrie und im Bauwesen, die ausschließlich für sowjetische Verhältnisse Gültigkeit beanspruchen, können die verlorengegangene gemeinsame ideelle Grundlage des kommunistischen Systems nicht ersetzen. Im Gegensatz zu Moskau

aber treten sowohl Belgrad wie Peking mit Postulaten und Programmen hervor, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben.

... ÄUSSERE DYNAMIK

Man mag diese Entwicklung vom westlichen Standpunkt aus als eine Degenerationerscheinung des kommunistischen Systems begrüßen. Dennoch birgt sie beträchtliche Gefahren in sich. Je stärker der ideelle Zusammenhalt des Systems sich lockert und je weniger die sowjetischen Führer in der Lage sind, im Namen einer großen Idee an die Disziplin und die Selbstverleugnung ihrer Gefolgschaft zu appellieren, desto mehr sind sie auf äußere Erfolge und auf äußere Dynamik um jeden Preis angewiesen. Diese Bewegung um ihrer selbst willen muß den echten revolutionären Elan ersetzen, welcher nur auf Grund einer intakten Ideologie möglich ist. Die sich immer mehr steigende Sprunghaftigkeit der sowjetischen Außenpolitik und die immer maßloser werdenden Drohungen an die Adresse des Westens müssen zusammen mit geradezu hysterischen Reaktionen, wie zum Beispiel im Falle Pasternak, als Ausfluß dieser Konstellation betrachtet werden. Daneben scheinen sich in der Innenpolitik die wirtschaftspolitischen Reformen geradezu zu überschlagen und die Versprechungen für die Zukunft an die Adresse der Bevölkerung nachgerade ins Metaphysische abzugleiten. In diesen Tagen hat Nikita Chruschtschew wohl den Gipfelpunkt in dieser Kampagne der Dynamik und der Flucht nach vorne erreicht: In einem Augenblick, da sich die innere Leere des sowjetischen Systems bemerkbar zu machen beginnt, das ideologische Monopol in andere Hände überzugehen droht und sich auch die außenpolitischen Erfolge nicht nach Maßgabe des Einsatzes einstellen wollen, verkündet er den Übergang zur „höchsten Phase“ der gesellschaftlichen Entwicklung, zum Kommunismus.

$$2 \times 2 = 4$$

„Moskau will die friedliche Koexistenz und stellt dafür die Bedingung, daß der Westen den Status quo anerkennt. Das heißt nicht nur, daß die freie Welt sich mit der Versklavung Ungarns, Polens, der Tschechoslowakei, Bulgariens, Rumäniens, Albaniens, der baltischen Länder und eines Teiles Deutschlands sowie mit der diktatorisch-totalitären Herrschaft über Nordkoreaner, Nordvietnamesen, 600 Millionen Chinesen und 200 Millionen Menschen der UdSSR inklusive Boris Pasternak abfinden soll. Es heißt darüber hinaus: wir Kommunisten dürfen mit Propaganda, Subversion und Sabotage, Intrige, Betrug und Mord und notfalls auch mit Waffengewalt den ‚Status quo‘, wie wir ihn verstehen, ‚fördern‘, wenn ihr Imperialisten euch aber dagegen wehrt, dann sabotiert ihr die friedliche Koexistenz.“

Lorenz Stucki in der „Weltwoche“ (Zürich)
vom 14. November 1958

Der Nahe Osten entfernt sich

Solange die Erfolgskurve eines Diktators ansteigt, neigen selbst seine Gegner dazu, Ursache und Wirkung zu verwechseln: Sie halten ihn für die Ursache von Entwicklungen, deren Wirkung er ist. Seine charismatisch aufgebauchte Persönlichkeit wird überschätzt, das komplexe Spiel der gesellschaftlichen und geschichtlichen Kräfte wird unterschätzt. Dies gilt insbesondere im Nahen Osten, dessen Entwicklung der Westen seit einem Jahrhundert stark beeinflusst hat. Will man verstehen, warum der Nahe Osten sich neuerdings vom Westen immer mehr entfernt, so sind soziologische Analysen und historische Rückblicke unerlässlich.

Abdel Nasser ist der Sohn eines Landes, welches schon seit dem Sieg Napoleons über die Mameluken im Jahre 1798 ohne wesentliche Unterbrechung dem europäischen Einfluß offensteht. Um den Weg nach Indien zu sichern, hatte Großbritannien 1882 Ägypten besetzt und verwaltete es bis 1922. Die Hebung des materiellen und intellektuellen Niveaus der ägyptischen Bevölkerung war eine große Leistung der britischen Kolonialverwaltung, rief aber andererseits jenen Nationalismus auf den Plan, welcher sich nicht damit begnügt, Freiheit und Unabhängigkeit für das eigene Land errungen zu haben, sondern nun für Ägypten die führende Rolle in der arabischen Welt fordert.

EINE NEUE NATION...

Der panarabische Nationalismus, ein Hauptinstrument der Politik Abdel Nassers, ist durch westliche Einflüsse entstanden. Die Keimzellen dieser heute so mächtigen Bewegung waren harmlose literarische Zirkel zur Pflege der arabischen Sprache. Sie bildeten sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Anhängsel der katholischen und protestantischen Schulen in den syrischen Provinzen des türkischen Reiches, das freilich schon diese ersten Regungen arabischen Nationalbewußtseins mit Mißtrauen beobachtete. Die um 1880 erhobene Forderung nach Gleichberechtigung der arabischen und der türkischen Sprache wurde von der ottomanischen Verwaltung unterdrückt. Wie den anderen unzufriedenen Untertanen des Sultans Abdul Hamid blieb auch den Arabern nur der Weg in die Geheimbünde. Es gehört zu den Treppenwitz der Weltgeschichte, daß gerade das britisch verwaltete Ägypten zum Asyl für die arabischen Verschwörer wurde, die dort ziemlich ungestört wirken konnten.

Ein Wendepunkt der orientalistisch-europäischen Beziehungen war der russisch-japanische Krieg. In jenem Jahr 1905 wurde den Asiaten und Afrikanern demonstriert, daß die Übernahme der abendländischen Wissenschaft und Technik, die sie bisher vielfach ablehnten, zum Sieg über Europäer führen kann. Die oppositionellen Kräfte im ottomanischen Reich waren die ersten, die diese Lektion verstanden. Die jungtürkischen Offiziere, welche 1908 ohne wesentlichen Widerstand den Sultan Abdul Hamid absetzten und weitgehende Reformen erzwangen, zeigten der Welt, wie morsch die alte Ordnung auch im Orient

geworden war. Schon vor Ausbruch der jungtürkischen Revolte hatten zweifellos Querverbindungen zwischen den arabischen und den türkischen Verschwörern bestanden. Nach dem Erfolg der Jungtürken gab es einen kurzen arabisch-türkischen Honigmond, doch zeigte sich bald, daß auch das neue Regime nicht gewillt war, den Arabern nationale Zugeständnisse zu machen. Die alte Unterdrückungspolitik wurde auch unter dem jungtürkischen Regime fortgesetzt und dauerte bis zur Auflösung des ottomanischen Reiches nach dem ersten Weltkrieg. Ungeachtet der Differenzen zwischen den arabischen und türkischen Nationalisten hat die revolutionäre Taktik der Jungtürken die Araber wesentlich beeinflusst. Was 1952 in Kairo und 1958 in Bagdad geschah, geht in mancher Hinsicht auf das Beispiel zurück, welches die türkischen Offiziere 1908 in Istanbul gaben.

... UND EINE NEUE KLASSE

Die führende Rolle, welche die Offiziere bei orientalischen Revolutionen immer wieder spielen, erklärt sich nicht nur aus dem Umstand, daß ihnen Waffen und Soldaten zur Verfügung stehen. Zum Unterschied von den meisten europäischen Offizieren, die nach Herkunft und Erziehung konservativ sind, rekrutieren sich die Offiziere der arabischen Armeen aus den Kreisen des unteren Mittelstandes. Der Offiziersberuf ermangelt im Orient des gesellschaftlichen Ansehens. Er wird vielfach von jenen ergriffen, denen aus Armut und Mangel an Verbindungen eine zivile Laufbahn verschlossen ist. Bezeichnenderweise zeigt sich Abdel Nasser, das Idol der arabischen Revolution, lieber in einem gutgeschnittenen Zivilanzug als in Uniform wie andere Diktatoren.

Hinter den mehr oder weniger blutigen Offiziersrevolten steht ein tiefgreifender Strukturwandel der arabischen Gesellschaft. Man neigt noch immer dazu, die orientalische Gesellschaft als statisches Gebilde zu werten, und dies mag zu Zeiten unserer Großväter berechtigt gewesen sein. Seither aber hat sich unter abendländischem Einfluß ein dynamischer neuer Mittelstand gebildet. Er wirkt wie ein Bazillus, der die alte Ordnung zerstört. Bisher wurde kaum etwas unternommen, um das geistige Niveau der breiten Volksmassen zu heben, aber für den neuen Mittelstand sind unverhältnismäßig große Bildungsmöglichkeiten geschaffen worden. Immer mehr Araber absolvieren eine Mittelschule und erwerben ein Hochschuldiplom. Europäische Professoren, die im Orient unterrichten, klagen ziemlich übereinstimmend, daß der mohammedanische Knabe von der Familie verzogen wird und undiszipliniert zur Schule kommt. Die auf ihren Sohn stolzen Eltern lehnen es ab, den Lehrern bei der Erziehung zu helfen. Überdies neigt der junge Araber dazu, den Prüfungsstoff papageienhaft auswendig zu lernen, wie dies seit Jahrhunderten in den Koranschulen üblich war. Er zeigt nur selten echtes Interesse für den Unterricht. Und eben diese arabische Jugend, welche nur wenig wissenschaftliche Voraussetzung mitbringt, mischt sich schon im frühen Alter auf ihre Weise in die Politik. Sie ist stets bereit, zu streiken, zu demon-

Franz Fenner ist das Pseudonym eines ehemaligen Diplomaten, der viele Jahre in den Hauptstädten des Nahen Ostens zugebracht hat.

strieren und sich an Gewalttaten oder Mordkomplotten zu beteiligen. Die jungen Araber absolvieren das Universitätsstudium vielfach unter großen materiellen Entbehrungen und erwarten, daß ihr mit Mühe errungenes Diplom wie ein zauberkräftiger Talisman zu einem gut bezahlten Posten verhilft. Die Aussichten sind allerdings gering, solange die Konkurrenz der Ausländer nicht ausgeschaltet ist. Die freien Berufe bieten den mangelhaft ausgebildeten jungen Effendis ebenso geringe Chancen wie der Handel, der von geschäftstüchtigen Levantinern beherrscht wird. Die Zahl der Beamten ist nach westlichen Maßstäben zwar enorm, aber auch der aufgeblähte Staatsapparat kann die ständig wachsende Zahl der Graduierten nicht absorbieren. Überdies ist die Bezahlung schlecht und ein Weiterkommen ohne Protektion schwierig. Die Mehrzahl der jüngeren Beamten ist daher gleichfalls mißgestimmt. In dieser Situation können sich die revoltierenden Offiziere, solange sie nur radikal genug vorgehen, auf eine relativ breite Schichte graduierter Unzufriedener stützen: auf die *Effendia*, das unerschöpfliche Reservoir des orientalischen Jakobinertums.

PATHOLOGISCHER HASS

Das Durchschnittsniveau der arabischen Intelligentsia ist erschreckend niedrig. Ihre Ideologien sind vage und einander widersprechend. Der Panarabismus weltlicher Färbung konkurriert mit den panislamischen Strömungen religiöser Fanatiker; der ägyptische Nationalismus steht im Widerspruch zu den Aspirationen der anderen arabischen Völker, die nicht gewillt sind, zugunsten der Ägypter abzudanken. Einigkeit herrscht nur, solange es um den Kampf gegen die alte Ordnung geht. Da verbindet die *Effendia* ein nahezu pathologischer Haß gegen alles, was sie mit den Schlagworten „Kolonialismus“ und „westlicher Imperialismus“ bezeichnet.

Der arabische Nationalismus geht auf abendländische Einflüsse zurück, hat aber doch ausgeprägt orientalische Züge, vor allem durch seine religiösen Besonderheiten. Der politische Führungsanspruch des Islam ist im Koran bindend festgelegt: Die Herrschaft auf islamischem Boden gebührt nur den Rechtgläubigen. Der aggressive Nationalismus relativ kleiner Gruppen kann daher erfolgreich an den religiösen Fanatismus und den Fremdenhaß der breiten Massen appellieren, um im Bündnis mit diesen gegen die dünne herrschende Schichte vorzugehen. Diese Oberschichte ist stark konservativ und war bisher zu keiner echten Reform fähig. Daher springt die arabische Welt, ohne das ausgleichende Zwischenspiel eines aufgeklärten Absolutismus, aus der verfaulenden autokratisch-feudalen Ordnung direkt in die neue nationalistische, von der sie sich die Freiheit und eine bessere Zukunft erhofft. Die Folgen dieses Sprunges sind bisher wenig ermutigend. Die Revolutionäre werden zwar leicht mit den alten Machthabern fertig, bringen aber wenig Voraussetzungen mit, um ihrerseits eine brauchbare Führungselite zu bilden.

Die westliche Politik hat der immer kritischer werdenden Situation im arabischen Raum lange Zeit hindurch zu wenig Rechnung getragen. Sie hat im Gegenteil manches getan, was die Gegensätze zwischen dem Westen und den Arabern verschärfen mußte. So hat Großbritannien während des ersten Weltkrieges aus militärischen Erwägungen die arabische Revolte gegen die Türken geschürt

und den Arabern ein Großreich versprochen, welches die arabische Halbinsel, Syrien, den Irak, den Libanon und Palästina umfassen sollte. Gleichzeitig und im Gegensatz zu diesen lockenden Versprechungen vereinbarte Großbritannien mit Frankreich eine Teilung des arabischen Gebietes in britische und französische Einflußzonen. Entgegen den arabischen Wünschen verpflichtete es sich überdies, Palästina der jüdischen Einwanderung nicht länger zu verschließen. Die Wilsonsche Botschaft vom Selbstbestimmungsrecht der Völker erweckte bei den arabischen Nationalisten große Hoffnungen, die bitter enttäuscht wurden. Syrien und der Libanon wurden französisches Mandat, Palästina, Jordanien und der Irak britisches Mandat. Unter türkischer Herrschaft war dieses Gebiet in Verwaltungsbezirke aufgeteilt gewesen, während nun neue und vielfach künstliche politische Grenzen gezogen wurden. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die von fremden Mächten gegründeten arabischen Staaten immer wieder in ihrer Existenz bedroht sind und daß der Westen zu keiner Zusammenarbeit mit den radikalen Elementen des arabischen Nationalismus gelangen kann. Wo Haß und Mißtrauen herrschen, hat auch die geschickteste Diplomatie nichts zu bestellen.

Südlich der türkischen Grenze ist nur noch Israel ein sicherer Partner der freien Welt. Von arabischer Seite wird allerdings immer wieder behauptet, daß gerade die Existenz Israels den Nahen Osten nicht zur Ruhe kommen lasse, und es besteht kein Zweifel, daß die Gründung dieses Staates für die Araber eine Reihe von Problemen mit sich brachte. Im Jahre 1948 haben die arabischen Führer Israel gewaltsam zu beseitigen versucht. Sie wollten, wie sie großspurig erklärten, die Israeli ins Meer werfen. Sie forderten die palästinensischen Araber auf, das Land zu verlassen, und versprachen ihnen baldige siegreiche Wiederkehr und ausgiebige Beute. Als Folge davon leben fast eine Million Flüchtlinge aus Palästina in den benachbarten arabischen Staaten. Sie leben auf Kosten des Westens, und ihre Neuansiedlung wird von den arabischen Staaten aus rein politischen Gründen verhindert, obwohl Land und Geld zur Verfügung stünden.

LEBENSGEFÄHRLICHE VERNUNFT

Die Führer der arabischen Nationalisten sind die Opfer ihrer eigenen Propaganda geworden. Keine Regierung und keine Partei wagt mit Israel Frieden zu schließen. Der Mord an König Abdullah von Jordanien im Jahre 1951 war eine deutliche Warnung. Bezeichnenderweise wurde auch der heuer in Bagdad ermordete König Faisal von seinen Gegnern schon Monate vor der Revolte als Freund der Zionisten und Verräter an der arabischen Sache gebrandmarkt. Zur Zeit ist jeder Weg zu einer einvernehmlichen Lösung des Palästinaproblems verschlossen. Die gemäßigten arabischen Führer können keinen Schritt machen, ohne ihr Leben zu riskieren.

Es wäre ein tragischer Irrtum, wenn die freie Welt sich durch arabische Versprechungen oder Drohungen verleiten ließe, Israel preiszugeben. Die arabischen Führer würden dies nur als Zeichen der Schwäche auslegen, und in der Tat würde dadurch die westliche Position im Nahen Osten entscheidend geschwächt. Die wahren Ursachen der arabischen Schwierigkeiten liegen nicht bei Israel, sondern bei den Arabern selbst. Die neuen arabischen Regime

waren bisher zu jeder wirklichen Reform ebenso unfähig wie ihre feudalen Vorgänger. Um den Untergang im Chaos zu vermeiden, muß sich die ehrgeizige arabische Intelligenz der Militärdiktatur unterwerfen, die ihrerseits außenpolitischen Erfolgen nachjagen muß, da sie mit innenpolitischen und wirtschaftlichen Erfolgen nicht aufwarten kann. Ob die Jagd nach dem Erfolg schließlich mit einer kommunistischen Machtergreifung endet, läßt sich nicht voraussagen. Sicher ist, daß viele orientalische Jakobiner durchaus bereit sind, sich als neue Klasse im Sinne von Djilas zu etablieren. Israel hat gezeigt, daß es für den Nahen Osten noch eine andere Möglichkeit gibt als den Kommunismus. Es hat gezeigt, daß harte Arbeit und geregelte Verwaltung auch im Nahen Osten zu einer Ordnung führen, die allen Bürgern eine menschenwürdige Existenz ermöglicht. Was in Israel erreicht wurde, ist den arabischen Massen trotz dem Propagandalärm ihrer Führung nicht unbekannt geblieben. Aber es besteht vorläufig wenig Hoffnung auf eine nüchterne arabische Führungsschicht, die den von Israel gezeigten Weg kommunistischen Experimenten vorzöge. In dem Maß, in dem der Einfluß des Westens geringer wird, wächst der Einfluß Moskaus. Nach der einfachen Formel, daß der Feind meines Feindes mein Freund sei, hat die Sowjetunion ein leichtes Spiel.

SORBET STATT WODKA

Es wäre naiv, zu glauben, daß die religiösen Bindungen des Islams eine sowjetische Infiltration aufhalten können. Der militante Atheismus ist kein Exportartikel für den Nahen Osten. Im Gegenteil, russische Flugzeuge bringen fromme Pilger aus den asiatischen Sowjetrepubliken nach Mekka, die Heiligtümer in Samarkand strahlen in neuem Glanz, und die Waffengeschäfte werden mit Sorbet statt mit Wodka begossen. Die kommunistischen Parteien in den arabischen Ländern werden von Moskau kurz gehalten und, wenn es die Taktik erfordert, bedenkenlos geopfert. Darüber hinaus vermeidet die Sowjetunion alles, was den Verdacht der unmittelbaren politischen Einmischung hervorrufen könnte und betont immer wieder, daß alle Lieferungen, möge es sich um Waffen, Investitionsgüter oder Konsumwaren handeln, auf rein kommerzieller Basis erfolgen. Diese Erklärungen hindern die Sowjetunion freilich nicht, die westliche Konkurrenz durch politische Manöver und durch Preisunterbietung aus dem Feld zu schlagen. Sie will sich eine wirtschaftliche Monopol-

stellung schaffen, die im geeigneten Moment auch als politisches Druckmittel ausgenützt werden kann.

Was soll der Westen tun? *Solidarität* wäre eine erste Voraussetzung für erfolgreiche Politik. Daß Deutschland und Italien mit Lieferungen einsprangen, als der Import aus Großbritannien und Frankreich boykottiert wurde, hat dem Westen nicht genützt, sondern geschadet. Und die USA haben durch die Unterstützung Ägyptens in der Suezkrise keinen Erfolg für den Westen nach Hause gebracht. Auch die *Wirtschaftshilfe* ist kein hinreichendes Mittel, um die sowjetische Infiltration einzudämmen. Fellachen und Nomaden haben sich bisher trotz ihrer materiellen Dürftigkeit für den Kommunismus wenig anfällig gezeigt, denn sie können innerhalb ihrer traditionellen Bindungen, der Großfamilie, der Dorf- und Stammesgemeinschaft, auf persönlichen Schutz und wechselseitige Hilfe rechnen. Die kommunistischen Parteimitglieder und die mit dem Kommunismus Sympathisierenden rekrutieren sich in erster Linie nicht aus den niedrigen Volksschichten, sondern aus dem neuen Mittelstand, aus der Intelligenz, die leicht dafür gewonnen werden kann, den wirtschaftlichen Aufbau nach sowjetischen Methoden zu versuchen. Hilfsprogramme, die diesen Tatsachen nicht Rechnung tragen, können mehr schaden als nützen. Eine weitere Schwierigkeit der Hilfsprogramme liegt bei der *Kontrolle* ihrer Durchführung. Die Araber lehnen jede solche Kontrolle als „Imperialismus“ ab. Soweit aber finanzielle Hilfe kontrollos gegeben wird, kommt es zu Korruption, Verschwendung und Fehlinvestitionen.

Ein fertiges Rezept, was der Westen tun soll, kann unter diesen Umständen nicht erwartet werden. Möglicherweise bieten die neuen Entwicklungen in der Arabischen Liga den Ausgangspunkt für eine neue westliche Politik. Die Widerstände gegen Nasser, die sich in der Liga erhoben haben, verdienen sorgfältigere Beachtung als ihnen der Westen bisher angedeihen ließ. Das gleiche gilt von der vorsichtig pro-westlichen Politik, zu der sich Tunesien und Marokko als Vormächte des Widerstandes gegen Nasser zeitweise bereitfinden. Es ist eine pro-westliche Politik, die mit erwarteten und unerwarteten anti-westlichen Vorbehalten gespickt ist. Aber es *ist* eine pro-westliche Politik. Hier rasch und klug einzuhaken, wäre eine echte Chance für den Westen. Tut er es nicht, dann könnte sich herausstellen, daß es seine letzte echte Chance im arabischen Raum war.

EINE FALSCHMELDUNG

Aus der „Neuen Zeit“, Moskau, Nr. 48, November 1958:

„Im November 1958 begingen die österreichischen Werktätigen den 40. Jahrestag der Gründung der Kommunistischen Partei Österreichs.“

Der Aufstand der Einzelnen

ÜBER DEN ANTIKOMMUNISMUS IN DER SOWJETISCHEN LITERATUR

Für Marx und Engels war nicht nur alle Geschichte, sondern auch alle Literaturgeschichte die Geschichte von Klassenkämpfen. Das beste Beispiel für ihre These kannten sie noch nicht: die sowjetische Literaturgeschichte. Sie ist die Geschichte des Kampfes zwischen den unterdrückten literarischen Individualitäten und den sie unterdrückenden Bürokraten und Terroristen, Ideologen und Konformisten. Als solche ist sie die vorweggenommene Geschichte des Klassenkampfes zwischen dem russischen Volk und seiner Herrenklasse. Der Kampf kann erst in Zukunft stattfinden, weil die Herrenklasse derzeit noch zu mächtig ist. Einstweilen verkündet der Aufstand der Individualitäten in der Literatur den Aufstand der Massen in der Realität. Die Dichter sind die ersten auf den Barrikaden. Budapest und Warschau haben gezeigt, daß dies keine Metapher ist.

In der Sowjetunion werden, seit sie besteht, abnorme Anstrengungen unternommen, um der Literatur ihre historische Rolle im Klassenkampf abzugewinnen und sie statt dessen in den Dienst der Herrenklasse zu schmeicheln oder zu zwingen. Das Ergebnis ist die Spaltung der sowjetischen Literatur in eine Scheinliteratur, die schildert, was es in der Realität nicht gibt („Sozialistischer Realismus“), und in eine Literatur, die auf allen möglichen Umwegen dennoch die Realität widerspiegelt. Die Trennung ist nicht reinlich. Scheinliteratur und Literatur mischen sich im Werk ein und desselben Autors. Der größte sowjetische Epiker, Michail Scholochow, unterbrach die Arbeit an seinem Roman „Der stille Don“, dessen Held so etwas wie ein antikommunistischer Freiheitskämpfer ist, und schrieb „Neuland unter dem Pflug“ zum Preis der Zwangskollektivierung Stalins. Die größte sowjetische Lyrikerin, Anna Achmatowa, schrieb die Verse:

*Wo Stalin ist, ist Freiheit,
Friede und Majestät.*

Der ungeheure Druck, dem die sowjetische Literatur seit Jahrzehnten ausgesetzt ist, hat ihre Autoren in Neurotiker verwandelt, denen gegenüber die Opfer der bourgeoisen Literaturindustrie Muster an Gesundheit sind. Die Berufskrankheit der großen sowjetischen Autoren heißt Alkoholismus, ihr Berufstod Genickschuß oder Selbstmord. Soweit sie nicht den Tod der Unterwerfung vorzogen, schwiegen sie Jahre und Jahrzehnte (die Achmatowa zum Beispiel von 1921 bis 1940) und sobald sie wieder schrieben, versuchten sie unter den nötigen Kautelen die Wahrheit zu sagen — bisweilen ohne die nötigen Kautelen.

Die sowjetische Herrenklasse erntete für ihre Bemühungen um die Literatur groben Undank. Ihr großer Aufwand nicht nur an Terror, sondern auch an materiellen Verlockungen (Pasternak zum Beispiel hat Einkünfte, von denen gleichrangige westliche Kollegen nicht einmal träumen) ward schmähsch vertan. Die sowjetische Herrenklasse erzeugte in der von ihr verhätschelten und brutalisierten Literatur vor allem ihre eigenen Totengräber. Der Antikommunismus durchzieht die sowjetische Literatur als ein im Verborgenen eingewebter roter Faden. Er ist

tödlicher als aller offene Antikommunismus in der westlichen Literatur. Die sowjetischen Autoren kennen den Gegner besser.

Der Antikommunismus in der sowjetischen Literatur hat eine Geschichte, die von den Anfängen des Sowjetstaates bis heute lückenlos belegbar ist, wo nicht durch Schreiben und Leben, so durch Schweigen und Sterben. Die große Zeit des Schweigens und Sterbens war Stalins Regierungszeit, in der lange Jahre hindurch kein einziger bedeutender Autor ein neues Werk publizierte. Die große Zeit des Schreibens und Lebens waren die Jahre vor und nach der Regierungszeit Stalins: die erste Etappe der Revolution in den Zwanzigerjahren und die kurze Tauwetterperiode rund um das historische Jahr 1956.

Die schöpferische Eruption, die während der frühen Zwanzigerjahre in der Sowjetunion stattfand, hat kaum ihresgleichen in der Geschichte und ist ein großartiger Beweis für den Genius des russischen Volkes. Sie trat auf allen Gebieten der Kunst in Erscheinung, von der Literatur über das Theater und die bildende Kunst bis zum Film, und sie hat durch die nachfolgende Diaspora ihrer Urheber die westliche Welt in bedeutendem Maße beeinflußt und bereichert. Die literarischen Produkte des sowjetischen Genie-Frühlings der Zwanzigerjahre sollten ihrem Format nach längst der Weltliteratur angehören. Aber sie sind in Rußland eingestampft worden und im Westen sind die raren Übersetzungen bibliophile Handelsware, von der nur die Kenner etwas wissen. *Wjatscheslaw Sawalischin*, ein emigrierter sowjetischer Publizist, hat mit Hilfe amerikanischer Stiftungen eine Geschichte der frühen sowjetischen Literatur verfaßt, die angesichts dieser Sachlage ein unentbehrliches Standardwerk ist. Das Buch enthält alle Beweise dafür, daß die frühe sowjetische Literatur zugleich revolutionär und antitotalitär war. Ihre Autoren wußten im Herzland des Kommunismus damals schon, was manche ihrer Kollegen im Westen erst viel später lernten: daß alle Literatur persönlich, ethisch und metaphysisch ist und alle Diktatur uniform, kriminell und phantasielos — einschließlich der kommunistischen Diktatur, deren vorgebliches Ziel die Humanität ist. Die Autoren des sowjetischen Genie-Frühlings standen in der vordersten Front des Klassenkampfes zwischen Unterdrückten und Unterdrückern; Sawalischins Autorenregister ist eine Gefallenensliste.

Das bedeutendste Werk des sowjetischen Genie-Frühlings stammt von dem alten Bolschewiken *Jewgenij Samjatin*, Organisator der legendären Meuterei auf dem Panzerkreuzer „Potemkin“, Freund Gorkis und Zentralfigur des literarischen Lebens im Moskau der Zwanzigerjahre. Sein Roman „*Wir*“ ist in mehrfacher Hinsicht ein Prototyp der russischen, der sowjetischen und der Weltliteratur. „*Wir*“ wurde 1920 in der Sowjetunion geschrieben, aber bis heute dort nicht veröffentlicht. Das Buch wurde auf traditionellen Schleichwegen ins Ausland geschmuggelt, dort veröffentlicht und auf traditionellen Schleichwegen wieder nach Rußland zurückgeschmuggelt. Dort produzierte das Buch,

das niemand gelesen haben durfte, einen Sturm der Zustimmung bei den Unterdrückten und einen Sturm der Entrüstung bei den Unterdrückern. Anders als drei Jahrzehnte später Pasternak schrieb Samjatin dem obersten Gewaltherrn einen Brief, in dem er um Ausreisegenehmigung bat:

„Wie seinerzeit die Christen zur bequemeren Versinnbildlichung jegliches Bösen den Teufel geschaffen haben, so hat die Kritik aus mir den Teufel der Sowjetliteratur gemacht. Den Teufel anzuspeien, wird als gute Tat angerechnet, und jeder spuckt, wie er nur kann . . . Ich weiß, daß ich eine sehr unbequeme Angewohnheit habe, nicht das zu sagen, was in dem gegebenen Augenblick von Vorteil ist, sondern das, was ich für die Wahrheit halte. Besonders habe ich nie meine Haltung gegenüber der literarischen Servilität . . . verheimlicht. Ich bin der Meinung, daß sie in gleichem Maße den Schriftsteller wie die Revolution erniedrigt.“

Überraschenderweise erhielt Samjatin von Stalin die Ausreisegenehmigung. Er starb 1937 in Paris, 53 Jahre alt. Sein „Wir“ ist der Beginn mehrerer neuer Gattungen der Weltliteratur: der erste antikommunistische Roman; der erste antikommunistische Roman eines Kommunisten; der erste utopische Roman, der eine totalitäre Zukunft schildert und verwirft. Aldous Huxley schrieb seine „Schöne Neue Welt“ zwölf Jahre nach Samjatin, George Orwell sein „1984“ weitere sechzehn Jahre später. Beide kannten Samjatins „Wir“ aus der englischen Übersetzung, die 1925 erschien. Bei Huxley revoltieren nur Kranke und Primitive gegen das uniforme Glück, das der Zukunftsstaat allen Bürgern aufzwingt. In Orwells Eurasien revoltieren nur zwei bedeutungslose kleine Leute, deren Protest in nichts weiter besteht, als daß sie ein Liebespaar alten Stils sein wollen. In Samjatins Einzigem Staat hingegen revoltiert ein Angehöriger der herrschenden Klasse, der Chefkonstrukteur des staatlichen Weltraumschiffes (Samjatin war selbst Schiffbauingenieur). Das Weltraumschiff soll das uniforme Glück zu den übrigen Planeten bringen, nach dem Motto:

„Sollten sie nicht begreifen, daß wir ihnen ein mathematisch-fehlerfreies Glück bringen, haben wir die Pflicht, sie zu einem glücklichen Leben zu zwingen.“

Bei Huxley ist die Sache der Freiheit den Abnormen anvertraut, bei Orwell einem Liebespaar, bei Samjatin hingegen gibt es eine richtiggehende revolutionäre Untergrundbewegung. Der Chefkonstrukteur D-503 (im Einzigem Staat haben die Menschen Nummern statt Namen) wird für die Untergrundbewegung durch eine geheimnisvoll chthonische Frauengestalt gewonnen, I-330, eine unwiderstehlich attraktive Magna Mater Russiae und als solche ein Gegenstück zu Lara, der Geliebten Doktor Schiwagos bei Pasternak. Als die Untergrundbewegung auffliegt, bleibt I-330 unter der Gasglocke der Beschützer (lies: GPU) stumm und stirbt. D-503 hingegen gesteht und wird „geheilt“. Doch die Sache der Freiheit ist nicht verloren:

„. . . denn in den westlichen Vierteln gibt es immer noch Chaos, Gebrüll, Leichen, Tiere und leider auch eine bedeutende Anzahl von Nummern, die die Vernunft verraten haben.“

„Das ist ja Wahnsinn! Ist dir nicht klar, daß das eine Revolution ist?“

„Ja, es ist eine Revolution! Und warum soll es Wahnsinn sein?“

„Weil unsere Revolution die letzte war. Es kann keine neue Revolution mehr geben.“

„Es gibt keine letzte Revolution. Die Anzahl der Revolutionen ist unendlich. Die letzte — das ist etwas für kleine Kinder.“

Der revolutionäre Optimismus Samjatins steht hoch über der tragischen Resignation seiner westlichen Schüler Huxley und Orwell. Er verkündet die Revolution der Person, der Moral und der Metaphysik in Permanenz. Tatsächlich ist es der sowjetischen Herrenklasse bisher nicht gelungen, das Feuer auszutreten und das russische Volk von seiner fieberhaften Erkrankung zu kurieren.

„Ihr seid krank. Eure Krankheit heißt Phantasie . . . Schlecht, schlecht. Bei euch hat sich offenbar eine Seele gebildet.“

„Ist das . . . ist das sehr gefährlich?“

„Unheilbar!“

Achtunddreißig Jahre nach diesen Sätzen Samjatins lesen wir in Boris Pasternaks „Doktor Schiwago“:

„Die Ideen der allgemeinen Vervollkommenung, wie man sie seit dem Oktober propagiert, können mich nicht begeistern. Im übrigen sind wir von ihrer Verwirklichung noch weit entfernt. Für die bloße Phrase ist bis heute schon soviel Blut gezahlt worden, daß man wohl sagen kann, das Ziel rechtfertigt die Mittel nicht. Wenn ich von der Umgestaltung des Daseins reden höre, gerate ich in Verzweiflung und verliere die Gewalt über mich.

Umgestaltung des Daseins! So können nur Menschen reden, die vielleicht allerlei in ihrem Leben gesehen haben, die aber kein einziges Mal das Leben wirklich begriffen, den Geist des Lebens, seine Seele empfunden haben. Für sie ist das Dasein nur roher Stoff, der durch nichts veredelt wird und leblos daliegt, um von ihnen bearbeitet zu werden. Das Leben aber ist in Wahrheit niemals wesenlose Materie. Es ist, wenn ich es Ihnen sagen soll, das eine sich immer aus sich selbst erneuernde und umgestaltende Prinzip, das ohne unser Dazutun wirken wird bis in alle Ewigkeit. Es ist unendlich erhaben über die Begriffe, die wir, Sie und ich, uns von ihm machen . . . Ich lasse gelten, daß Ihr die Fackel und die Befreier Rußlands seid, daß es ohne euch zugrunde gehen, in Armut und Unbildung ersticken würde — und dennoch geht ihr mich nichts an. Ich kümmere mich nicht um euch; ich liebe euch nicht und wünsche euch alle zum Teufel . . . Mit Gewalt erreicht man keine Liebe! Und ihr habt euch daran gewöhnt, jene zu befreien und zu beglücken, die darum nicht bitten.“

Das Zitat, ein Herzstück des Romans, mußte so umfangreich wiedergegeben werden. Pasternak nimmt die faszinierend endlosen Gespräche wieder auf, die im klassischen russischen Roman über Gott, die Welt und den Menschen geführt werden. Es war alles umsonst. Vierzig Jahre, in denen eine neue Ordnung mittels ungeheurem Idealismus und ungeheurem Terror aus dem Boden gestampft wurde, Fabriken und Genickschüsse, Hochschulen und GPU-Keller, Erholungsheime und Konzentrationslager, Milliarden Schulungsstunden in Dialektischem Materialismus: die Krankheit Seele blieb unheilbar.

Ihre Krankengeschichte für die Jahre 1956 und 1957 enthält Wladimir Schabinskijs unentbehrliche Studie über die sowjetische Lyrik und Prosa dieser Jahre. Das Buch beweist, daß Pasternaks Roman nur das hervorragendste, nicht das einzige Ergebnis der kurzen Tauwetter-Periode in der Sowjetunion war. In den Satellitenstaaten, die viel kürzere Zeit als Rußland selbst die Therapie der sowjetischen Herrenklasse zu erdulden hatten, waren die Symptome heftiger. In Rußland sind sie dafür dauerhafter. Die antikommunistische Literatur der Satellitenstaaten ist eine Literatur der ersten Enttäuschung und Empörung, die

antikommunistische Literatur der Sowjetunion ist bereits eine Literatur der Hoffnung.

„Und aus dem Grabe werde ich auferstehen am dritten Tag
Und wie stromabwärts Flöße treiben
Und wie der Schiffe langer Zug
So ziehen aus der Dunkelheit
Jahrhunderte vor mein Gericht.“

Mit diesen Verszeilen schließt der „Doktor Schiwago“ des achtundsechzigjährigen Pasternak. Und so schließt der Roman „Die gepflasterte Hölle“ des fünfunddreißigjährigen Polen Andrzej Braun:

„Und wer ist schuld? Er?“
„Er nicht weniger als wir. Wir sind alle schuld, wir sind alle verantwortlich.“
„Ich hasse ihn. Ich hasse euch alle.“
„Julka, das hilft doch nichts. So müssen wir leben.“

Andrzej Braun, eine der größten Begabungen, die der polnische Frühling im Oktober ans Tageslicht brachte, hat den klassischen Roman der totalitären Justiz geschrieben. Ein führender Parteifunktionär wird verhaftet, gefoltert, zu falschen Geständnissen gebracht und zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Der Kurswechsel trifft ihn noch am Leben. Er wird entlassen und rehabilitiert. Er ist der unsichtbare Held, dessen Geschichte sich in der Haltung seiner Frau und seines Freundes widerspiegelt: vom anfänglichen vehementen Zweifel an seiner Schuld über den späteren ebenso vehementen Glauben an sein Geständnis (worauf die beiden heiraten) bis zur Peripetie, an der alle drei zerbrechen. Brauns Antikommunismus ist um eine Schicht oberflächlicher als jener Samjatsins und Pasternaks. Diese legen ihre Axt direkt an die Wurzel und treffen das antipersonale und antimetaphysische Mark des Kommunismus. Sie sprechen im Namen der unzerstörbaren Individualität und der unzerstörbaren Seele. Braun trifft nur die kriminelle Außenschicht des Kommunismus. Er spricht nur im Namen der empörten Humanität:

„Wir reden jetzt nicht ... über den Bau von Fabriken, sondern von dem moralischen Sinn dessen, was wir tun. Die Idee des Kommunismus fällt nicht vom Himmel, das ist wahr. Man muß sie Tag für Tag erarbeiten. Aber in den Menschen. Ihre Verwirklichung ist kein fernes Ziel, in dessen Namen man Gemeinheiten begehen kann. Sie erteilt keine Absolution. Sie kann in wirtschaftlicher Hinsicht Etappen haben. Aber sie kann nicht in moralischer Hinsicht Etappen haben. Die Moral erträgt keine Etappen

... Es gibt kein Warten auf Morgen, kein Verschieben des moralischen Inhalts auf später, um jetzt die Arme frei zu behalten und das Vorfeld zu säubern. Man kann sich jetzt nicht schmutzig machen, um sich nachher die Hände zu waschen und den Sonntagsanzug anzuziehen. Woher wißt ihr denn, daß sich der Schmutz abwaschen läßt?“

Gegen die Literatur des östlichen Antikommunismus fallen Romane wie der von Igor Šentjurs (Antikommunismus mal Hemingway) und Gerda Hagenau (Antikommunismus mal Gartenlaube) erschreckend ab. Noch darf man zumindest ihre saubere und sympathische humanitäre Gesinnung loben. Wie aber, wenn man nicht mehr sagen kann: der Kommunismus ist schlecht, weil er die Menschen einsperrt und foltert und ihnen keinen ordentlichen Lebensstandard bietet? Der Antikommunismus mittels solcher Argumente hält gewiß noch eine ganze Zeit lang und ist daher nützlich, aber sein Ende wird so sicher kommen wie das Ende jenes Nachkriegs-Antikommunismus, der davon lebte, daß russische Soldaten Uhren stahlen und Frauen vergewaltigten. Wenn im Osten die Konzentrationslager leer sein werden und die Kaufläden voll, dann wird der Antikommunismus nicht aufhören, sondern erst richtig anfangen — auf soliden Fundamenten als den billigen humanitären. Erst wenn jeder im Osten sein Huhn im Topf hat, wird man den Feueratem seiner Dichter richtig hören, etwa den Samjatsins:

„Ihr werdet satt und zufrieden sein, ihr werdet friedlich und im Takt schnarchen — hört ihr sie, die große Schnarchsymphonie? Narren, man will euch von allen Fragezeichen befreien, die an euch nagen wie Würmer. Doch ihr steht hier und hört mir zu ...

Ihr wollt einfach das Unendliche mit einem Mäuerchen umgeben und fürchtet euch, hinter diese Mauer zu blicken. Ja! — Wenn ihr hinüberseht, dann kneift ihr die Augen zu! ... Morgen ... Was morgen geschieht, weiß keiner ... Alle Gewißheit ist zu Ende. Jetzt kommt etwas Neues, Unglaubliches, Unerhörtes ...

Befreiung? Es ist wirklich erstaunlich, wie stark die verbrecherischen Instinkte im Menschen sind ... Entweder Glück ohne Freiheit — oder Freiheit ohne Glück. Und diese Tölpel wählen die Freiheit — wie konnte es anders sein!“

Ja, wie könnte es anders sein? Die Waffen liegen bereit. Es kann — in Abwandlung der Marxschen Prophetie — die Befreiung der Völker des Ostens nur das Werk dieser Völker selbst sein. Und ihrer Avantgarde, der Dichter.

BIBLIOGRAPHIE

Andrzej Braun: *Die gepflasterte Hölle* (Steingrüben Verlag, Stuttgart).

Gerda Hagenau: *Lucyna Herz* (Marion von Schröder Verlag, Hamburg).

Boris Pasternak: *Doktor Schiwago* (S. Fischer Verlag, Frankfurt).

Boris Pasternak: *Geleitbrief*. Entwurf zu einem Selbstbildnis (Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin.)

Jewgenij Samjatin: *Wir* (Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin).

Vyacheslav Zavalishin: *Early Soviet Writers* (Frederick A. Praeger, New York).

Vladimir Shabinsky: *Ostlicht*. Russische Lyrik und Prosa 1956—1957 (Verlag für Internationalen Kulturaustausch, Berlin).

Igor Šentjurs: *Gebet für den Mörder* (Kindler Verlag, München).

Existenz, Koexistenz und Harakiri

ZU EINIGEN NEUEN POLITISCHEN BÜCHERN

In diesen Wochen hat die Welt ein Schauspiel erlebt, das beklemmender als manches ähnliche der Vergangenheit bewies, wie orientierungslos und wie unvorbereitet zu gemeinsamer Existenz Europäer noch immer sind. Charakterstärke und Verstandesschwäche, moralische Beharrungsfähigkeit und politische Urteilsunfähigkeit, überlegte Taktlosigkeit und der Mut zu ihr präsentierten sich da in solch trüber Mischung, daß der Beobachter vor Verlegenheit nicht ein noch aus wußte. Ich spreche von der Demonstration breiter englischer Kreise gegen Professor Theodor Heuss, den deutschen Bundespräsidenten, dem es bei seinem Londoner Staatsbesuch auferlegt war, zum zweitenmal politisches Opfer Hitlers zu werden. Doch es ging um mehr als um die persönliche Tragik dieses ehrwürdigen Mannes, der als demokratischer Humanist so untadelig ist wie als guter Europäer. Daß die englische Öffentlichkeit gerade ihm ihr lebendiges Gefühl für historische Kontinuität und ihre tödliche Unfähigkeit zu politischer Neuorientierung bewies, war mehr als eine „*aberratio ictus*“, ja selbst mehr als ein gezielter Affront gegen Deutschland. Es war eine geradezu beispielhafte Darbietung jener seelischen Verkrustung, die bis heute den Ausgleich zwischen der notwendigen Erinnerung an gestern und der unerläßlichen Besinnung auf morgen, also einen *europäischen Existenzstil*, verhindert hat.

*

„Die unglückselige Wahrheit ist, daß die überwiegende öffentliche Meinung in den kritischen Augenblicken stets falsch geurteilt hat, mit destruktiver Wirkung das Verkehrte wollte. Die Meinung der Massen hat in unserem Jahrhundert steigende Macht erlangt, und sie hat sich als gefährliche Zwingherrin bei den Entscheidungen erwiesen, bei denen es um Leben und Tod ging.“ So schreibt *Walter Lippmann*¹⁾, als hätte er die englische Exemplifizierung seines Urteils vorausgesehen, und stellt richtig fest: „Die Wandlungen der öffentlichen Meinung gehen in langsamerer Bewegung vor sich als der Lauf der Ereignisse. Weil das so ist, läuft der Zyklus der subjektiven Gefühle gewöhnlich nicht synchron mit dem Zyklus der objektiven Ereignisse. Gerade weil wir es mit Massenmeinungen zu tun haben, zeigen sie die allen Massen zukommende Eigenschaft der Trägheit.“ Dieses Phänomen ist fundamental. Wo es der Propaganda nicht gelingt, für eine Synchronisierung der Massengefühle mit dem Weltgeschehen zu sorgen — typisch also in den modernen Demokratien, deren Regierungen kein Werbemonopol haben —, ist immer wieder ein politischer Anachronismus zu beobachten, der die Entscheidungsfreiheit der Verantwortlichen einengt. In der Demokratie können politische Erfolge fast stets nur durch Rücksicht auf die Massenmeinung errungen werden. Daß sie der Popularität gefährlich sind, und daß umgekehrt die Seltenen, die gegen zeitfremde Massenmeinungen ihre zeitgerechten Ansichten durchzusetzen vermögen, durch eine Hölle von Widrigkeiten zu gehen haben, ist eine soziologische Binsenwahrheit, die für die

griechischen Demokratien ebenso gilt wie für die modernen, und schon vor zweieinhalbtausend Jahren ebenso ungern gehört wurde wie heute.

Lippmann sucht für diese „Krankheit des demokratischen Staates“ die Gründe. Den entscheidenden findet er in dem jakobinischen Axiom, daß die Massen Repräsentanten des Volkswillens seien, und will zwischen dem Volk als „Eigentümer der Souveränität“ und den Wählermassen als „Bündeln verschiedenartiger und widerstreitender Interessen“ unterscheiden wissen. Er erinnert daran, daß die Idee des liberalen Staates weitaus älter ist als die des Massenwahlrechts, was ihm beweist, daß beide einander keineswegs bedingen. Er legt „Wert auf diese Tatsache, denn sie läßt uns eine sehr beruhigende Erfahrung unseres Jahrhunderts in neuem Lichte sehen: daß, eigenartig genug, nicht die Massen mit ihrem jüngst erworbenen Wahlrecht diejenigen waren, die am zähesten die Institutionen der Freiheit verteidigten“. Wie es geschehen kann, daß antidemokratische Revolutionen mit Einverständnis der Massen, die um ihr Wahlrecht gebracht werden sollen, überhaupt möglich sind, erklärt Lippmann damit, daß die gleichen Wähler, welche die demokratische Exekutive durch ihre Launenhaftigkeit, Eigensucht und Geistes-trägheit bis zur Impotenz schwächen, impotente Regierungen auf die Dauer nicht ertragen.

Zeigt Lippmanns Buch in seinem ersten, diagnostischen Teil alle Vorzüge, die den angelsächsischen Pragmatismus so häufig auszeichnen: klaren, analytischen Blick, ungetrübten Commonsense und den Mut zu rücksichtsloser Offenheit, so wird sein zweiter, therapeutischer Teil den zu komplexerem Denken erzogenen kontinentalen Leser kaum befriedigen. Solcher Glaube an die Allmacht der „Beherrschung der menschlichen Natur in ihrem rohen Ursprungszustand durch eine erworbene zweite Natur, die von der Ratio geleitet wird“, lebt in Europa nicht mehr. Auch teilt man hier nicht den pädagogischen Optimismus, der sich von der „Übermittlung der *Philosophia publica* an die Menschen der modernen Demokratie“ deren Sanierung verspricht. Und man weiß von der Wirklichkeit des Unwirklichen mehr als Lippmann, der schreibt: „Warum begehen die Menschen Fehler? Weil ein bedeutender Teil des menschlichen Verhaltens ein Reagieren auf Bilder ist, die sie sich in ihrem Kopfe machen. Und eben in diesem Bereich sind Ideen wirksam. Sie wirken, weil die Menschen auf ihre Ideen und Vorstellungen, Bilder und Begriffe von der Welt reagieren, als wären sie Wirklichkeit.“ Diese Sätze mit der ehrwürdigen Patina der Aufklärung kommen für Europa um 150 Jahre zu spät. Unser Kontinent, „das alte“, hat so viele verfallene Schlösser und Basalte, daß er die Grundlagen seiner Existenz aus sehr anderen Erfahrungen und Stimmungen sucht.

*

*Karl Schmid*²⁾ findet das europäische Unbehagen begründet „in der Dissoziation des rationalistischen Bewußtseins vom Irrationalen und Unbewußten. Der Absolutis-

¹⁾ Walter Lippmann: *Philosophia publica* (Isar-Verlag, München).

²⁾ Karl Schmid: *Hochmut und Angst* (Artemis-Verlag, Zürich).

mus der Vernunft hat die Dissoziation geschaffen und damit die Entzweiung und Zwietracht der Seele“. Anders als der amerikanischen Ferndiagnose ist der europäischen Selbsterfahrung das Irrationale ein lebendiger Teil der Wirklichkeit, der in der Seele des Europäers mit der Vernunftwirklichkeit in einen unheilvollen Konflikt geraten ist. „Wenn diese Seele aber inne wird, daß der Weltgrund zwiefach-paarhafter Natur ist, das Meßbare und das Unmeßbare enthaltend, das Bewußte und Unbewußte, dann ist in dieser Anerkennung der polaren Grundnatur des Menschen und der Welt die Befriedung eingeschlossen nach dem kalten Krieg der Dissoziation.“

Schmid versteht „die Krise des europäischen Selbstbewußtseins als eine Alterskrise“ und versucht sich in einer Art von Sozial-Gerontologie, indem er den Europäern Mittel zur Bewältigung der „Paßhöhe“ vorschlägt, die den Lebensgipfel vom Abstieg trennt. Er will sich auch durch „die hektische Betriebsamkeit und den forcierten Optimismus, der aus gewissen wirtschaftlichen Veranstaltungen von heute spricht“, nicht darüber täuschen lassen, daß selbst sie ein Teil der Alterskrise sind und vollkommen in ihr Bild passen. Und er beharrt darauf, daß dieses Wort nicht nur Metapher, sondern objektive Erkenntnis sei. „Die Stimmung Europas ähnelt nicht nur derjenigen eines alternden Menschen, sondern es ist diese Stimmung, die uns zu schaffen macht.“ Was Europa brauche, sei sein Altersstil, der nur gewinnbar sei durch Metanoia, durch die große Umkehr und Wandlung.

Den Abstieg in die Tiefe der europäischen Seele unternimmt Schmid auf den Wegen der Psychologie C. G. Jungs. Er will, daß Europa seinen „Schatten“ an sich ziehe, also die Integration seines Ich mit seinem Selbst vollbringe, wodurch erst „jene Weisheit möglich wird, die das königliche Privileg des alternden Menschen, das Geheimnis des Altersstils ist“. Diese Leistung müsse vollbracht werden aus der Erkenntnis, „daß die bisherige Rolle Europas ausgespielt ist“. All das klingt durchaus pessimistisch und scheint seine Tönung vom „Untergang des Abendlandes“ zu beziehen. Doch das genaue Gegenteil ist gemeint. So wenig das individuelle Alter eine bloße Orientierung auf den Tod hin ist, so entschieden verneint Schmid für das Kollektivalter Europas die Resignation. Er läßt sein Buch geradezu in Dithyramben auf die Zukunft des Erdteils ausklingen, „denn wenn das dissoziierte Bewußtsein sich wieder anschließt an das Größere, von dem es getragen und gefährdet ist, kommt es zu ungeheuren Entladungen. Der Ölbaum ist in uns. Die Insel sind wir. Und unser die Ausfahrt, die Fänge“.

Das Buch packt durch Einzeldiagnosen, die immer wieder verblüffen, durch seine Kraft, die scheinbar disparate Phänomene als einziges Kultursymptom zusammenzuschauen, und nicht zuletzt durch eine sprachliche Zucht, die der nüchternen Sachkritik ihr Geschäft fast verdrißlich macht. Doch Soziologie und Politik finden ihre Rechtfertigung nicht in der Sprachkunst, und auch Schmidts großer Stil darf über die große Gefährlichkeit seiner Diagnose und Therapie nicht täuschen.

Offen bleibt weiter die Frage, wie Europa, selbst wenn ihm Metanoia wirklich frommte, zur Sicherung seiner geistigen Existenz kollektiv vollbringen sollte, was schon für den Einzelnen eine Leistung ist, die nur durch glücklichste Sammlung aller Kräfte und bei günstigsten Um-

weltbedingungen zustande kommen kann. Solche Bedingungen sind unserem Kontinent schon deshalb nicht gegeben, weil ihm der Osten droht. Für diese Wirklichkeit allerdings hat Schmid eine sehr gefährliche Erklärung. Ihm ist Rußland „Träger der wesentlichsten Projektionen des europäischen Unbewußten“, und Projektion erklärt er — tiefenpsychologisch richtig — als „eine unbewußte Verlagerung seelischer Inhalte des Subjekts in die Objektivität dessen, was erkannt werden soll“.

Ein Hinabtauchen in das vom Moskauer Zentralkomitee nicht gestattete (weil mit Pawlows orthodoxer Reflexologie nicht vereinbare) Unbewußte führt also Schmid zu dem Befund, Moskau, Zentralkomitee und Bolschewismus seien nur von Belang als „Ideen und Vorstellungen, die wir uns von ihnen machen und machen wollen“, und „als Schreckgespenster scheinen sie der europäischen Entschlossenheit die handgreiflichsten Dienste zu leisten“. Damit ist der Punkt erreicht, an dem die Bemühung um Europas Existenzstil zu einer radikalen Gefährdung seiner Existenzmöglichkeit wird und Tiefenpsychologie zu Tiefenharakiri. Dieser philosophische Agnostizismus gegenüber dem „Ding an sich“, der hier zur psychologischen Liquidierung jeder Realität in eine subjektivistische Konkursmasse führt, schreit geradezu nach einem „realistischen“ Masseverwalter.

Auf die Gefahr hin, für psychologisch unbelehrbar zu gelten — daß Chruschtschew meine Projektion sei, glaube ich nicht. Das hieße den Ideenreichtum meines Unbewußtseins überschätzen. Chruschtschew freilich, aus der äußeren Realität tiefenpsychologisch ausgeklammert und in die innere hineineskamotiert, darf lachen und darf — geübter Märchenerzähler, der er ist — den alten Reim zitieren: Welches Glück, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß!

*

Diejenigen, die Rumpelstilzchens Namen richtig wissen, haben es schwer. Denn in einer seltsamen Verbohrtheit weigert sich das europäische Bewußtsein, zu realisieren, was es weiß, als Tatsache zu akzeptieren, was die Faust ihm täglich unter die Nase hält: die Aggression des kommunistisch-imperialistischen Ostens. Wie weit die Ausklammerer und Psychologisierer es schon gebracht haben, zeigte sich wieder an der westlichen Reaktion auf den Fall Pasternak. Die ungeheure Verblüffung darüber, daß der Terror terroristisch ist, dieser Aufschrei der Moral, weil sich Moskau so überraschend unmoralisch verhielt, diese deplacierte Deklamation von Freiheitsparolen bewiesen im Grunde nur den Schock des Westens über den Einbruch des ausgeklammerten Ostens in sein Bewußtsein. Prompt begaben sich die Tiefenpsychologen auf die Jagd nach Europas „Schatten“ und fanden ihn im Nobel-Komitee, dessen Preisvergebung an Pasternak eine „Provokation“ gewesen sei.

Angeichts solcher geistigen Deroute geht unser Dank an jene Publizisten, die uns immer aufs neue die Realität des Ostens und seiner Drohung vorhalten. Und je nüchterner ihr Tatsachenmaterial, um so erwünschter ist es im Kampf Europas um seine Existenz. Walter Z. Laqueur und George Lichtheim³⁾ haben aus der Revue „Soviet Survey“, die in London seit 1956 publiziert wird, das

³⁾ Walter Z. Laqueur und George Lichtheim: *The Soviet Cultural Scene 1956—1957* (Atlantic Books, New York-London).

Material ausgewählt, das die Kulturgeschichte Rußlands in den Jahren 1956 und 1957 illustriert. Diese Darstellung der „neuen Linie“ in der sowjetischen Literatur, der offiziell zugelassenen und abweichenden Thesen in Musik, Malerei, Psychologie, Sozialwissenschaften und Philosophie ergibt eine so authentische Dokumentation, daß sie zur Analyse der ganzen kommunistischen Geistigkeit wird.

Noch breiter angelegt ist das Sammelwerk, das *Joseph M. Bochenski* und *Gerhart Niemeyer* vorlegen⁴⁾. Fünfzehn Autoren — nach Nationalität, politischer Richtung und religiöser Überzeugung verschieden, aber geeint durch den Willen zu objektivster Darstellung — haben dieses Handbuch verfaßt, das allgemein verständlich, zuverlässig und kurz sein will. Wenn man feststellt, daß es trotz 650 Seiten Text, umfangreicher Bibliographie und verlässlicher Register eher zu kurz geraten ist, so bedeutet das eine hohe Würdigung. Als Buch gelesen, ersetzt dieses Werk eine ganze Bibliothek über den Kommunismus. Als Nachschlagebehelf gebraucht, wird es jedem, der Belehrung über Einzelfragen sucht, immer wieder dienlich sein. Hier wird exaktes Sachwissen über den Osten vermittelt und jenseits aller tagespolitischen Polemik das Bewußtsein vertieft, daß der Osten wirklich existiert und daß seine Existenz die des Westens in Frage stellt.

*

Mit welchen Propagandamitteln dies geschieht, analysiert *Evron M. Kirkpatrick*⁵⁾ in einer Sonderuntersuchung des Jahres 1956. Die Zeit zwischen der Verlautbarung des 6. Fünfjahresplanes am 15. Januar und dem Abschluß des sowjetisch-polnischen Vertrages am 17. Dezember umfaßt jene Periode schärfster internationaler Spannungen, in die der ungarische Volksaufstand, das Versagen des Westens vor der sowjetischen Intervention, das unglückliche Suezabenteuer Frankreichs und Englands und gleichzeitig die Eroberung neuer Machtpositionen durch China fielen. Ihre Auswirkungen auf die Propagandamethoden des Ostens sind wert, studiert zu werden. Denn die Anpassungsfähigkeit aus Grundsatzlosigkeit, die von der kommunistischen Propaganda gerade in diesem Jahr des Kalten Krieges demonstriert wurde, der geschickte Einsatz aller Mittel — vom Rundfunk bis zu „Freundschaftsreisen“, vom Film bis zu „Handelsmessen“ — zeigt die unheimliche Breite der Front, auf der Moskau gegen die Existenz des Westens wirkt, und zeigt die ebenso unheimliche Monotonie seiner Schlagworte, unter denen das von Koexistenz eine Hauptrolle spielt.

„Die Parole der Koexistenz ist, nach Lenin, nur eine Sicherung der Existenz der Sowjetunion bis zum nächsten kriegerischen Zusammenstoß. Koexistenz ist nicht die

Voraussetzung des Friedens. Sie ist im Gegenteil die Voraussetzung für den nächsten Krieg.“ So schreibt *Hendrik van Bergh*⁶⁾ in einer erweiterten und gründlich dokumentierten Buchfassung seiner Sendefolge im Westdeutschen Rundfunk, die von Millionen gehört wurde und gewaltigen Widerhall fand. Was hier vorgelegt wird, nennt sich im Untertitel „Sowjetrußlands Weg ins Herz Europas“ und liest sich wie eine Kriminalgeschichte der Weltpolitik. Seit 1938 hat sich Moskau allein in Europa 24 Millionen Menschen einverleibt, und insgesamt blieben als seine Opfer zehn Staaten mit rund 100 Millionen Menschen auf der Strecke des „sozialistischen Fortschritts“: das ist das atemberaubende Thema, mit dem jeder vertraut sein müßte. Früher dürfte er nicht über die Möglichkeit urteilen, aus dem *De-facto*-Zusammenleben des Westens mit dem Osten eine *De-jure*-Koexistenz zu machen, die van Bergh als undurchführbar erkennt, „weil der Marxismus-Leninismus über unsere Welt das Todesurteil gesprochen hat. Es kann nur die Aufgabe der Politik sein, die eigene Existenz trotz der Koexistenz mit der kommunistischen Welt zu sichern.“

Dem gleichen Thema widmet *Paul Mikat*⁷⁾ im zweiten Band der „Schriften des Mainzer Auslandsinstituts“, der sehr wesentliche Aufsätze zur Ostpolitik vereint, einen hervorragenden Beitrag. Er erarbeitet klar die Antithese der Begriffe Macht und Koexistenz und verweist darauf, daß schon die marxistische Grundlehre ein friedliches Nebeneinander beider Weltsysteme ausschließt. „Das Sein fühlt sich bedroht durch das Anderssein. Wer in einer permanenten Verteidigungsideologie lebt, ist zu einer echten Koexistenz überhaupt nicht fähig. Die Aufforderung Rußlands zur Koexistenz ist ein Mittel unter vielen.“ Die Tatsache, daß Moskau in den kommunistischen Parteien des Westens Agitatoren hat, denen die Demokratie im Osten nichts Ähnliches entgegenstellen kann, bewirkt, daß sich Rußland als Staat formell von jeder Aggression des Weltkommunismus distanzieren, ja selbst Kriege feierlich ächten kann, ohne daß dies die Koexistenz gewährleistet. Denn auf Moskaus Knopfdruck kann jederzeit eine „innerpolitische Streitigkeit“ ausgelöst werden, gegen die Rußland nicht einmal das Eingreifen von UNO-Truppen zuläßt und die dennoch einen Staat bei „voller Neutralität Moskaus“ dem Kommunismus ausliefern kann. „Von einer echten Koexistenz zwischen Ost und West kann also heute in keiner Weise die Rede sein.“ Und die ausgezeichnete Untersuchung schließt mit einem Satz, der angesichts der internen Zänkereien in der NATO und der Tragikomödie um die Freihandelszone besonders hervorgehoben werden muß: „Das vordringliche Koexistenzproblem der freien Welt ist die Frage nach der Koexistenz der freien Völker untereinander.“

⁴⁾ Joseph M. Bochenski und Gerhart Niemeyer: *Handbuch des Weltkommunismus* (Karl Alber, Freiburg-München).

⁵⁾ Evron M. Kirkpatrick: *Year of Crisis* (The Macmillan Company, New York).

⁶⁾ Hendrik van Bergh: *Die rote Springflut* (Isar-Verlag, München).

⁷⁾ *Das Sowjetsystem in der heutigen Welt* (Isar-Verlag, München).

FORVM DES LESERS

DIE DINGE UND IHRE NAMEN

Eine kurze Replik auf den Leserbrief von Landesrat Kaut (FORVM V/57), der sich tadelnd mit meinem Beitrag „Auf halben Wegen und zur halben Tat“ (FORVM V/55-56) beschäftigt:

Landesrat Kaut hält mir vor, daß es billig sei, „Marx damit abzutun, daß die Prophezeiungen des Kommunistischen Manifestes sich als unrichtig erwiesen hätten“, und stellt fest, daß die Marxsche Methode nach wie vor gültig bleibe. Da aber für ein politisches Programm nicht methodische Fragen, sondern konkrete Forderungen und Feststellungen interessant sind — ähnlich wie für die Beurteilung eines strafbaren Tatbestandes nicht die Strafprozeßordnung, sondern das Strafrecht maßgebend ist —, wurde die analytische Methode Marx' in der Programmdiskussion gar nicht berührt. Mein Beitrag zur Diskussion handelte vom Kommunistischen Manifest, das, wie ich schrieb, „offen oder uneingestanden die Basis jeder Programmatik der österreichischen Sozialdemokratie“ gewesen ist.

Es liegt mir auch daran, den originalen Wortlaut einiger Sätze wieder herzustellen, die Landesrat Kaut irrig zitiert und irrig interpretiert hat. Die betreffende Stelle lautete:

„Die Beiträge zur Programmdiskussion mit Überschriften wie ‚Marx hat doch recht gehabt‘ waren gering an Zahl. Sie unternahmen den rührenden Versuch, nachzuweisen, daß heute tatsächlich, gemäß den Prophezeiungen des Kommunistischen Manifestes, einer im Elend dahinvegetierenden Arbeiterklasse einige wenige Kapitalisten gegenüberstehen, in deren Hand sämtliche Produktionsmittel vereinigt seien, und daß zwischen den beiden auch heute noch ein Klassenkampf auf Tod und Leben herrsche. Der Glaube an diesen Klassenkampf spielt bei konservativen Marxisten dieselbe extrem irrationale fetischhafte Rolle wie bei den Konservativen und Liberalen der Glaube an die freie Konkurrenz.“

Jeder einsichtige Leser kann hieraus entnehmen, daß ich nur und ausschließlich den Klassenkampf gemeint hatte, den Marx im Kommunistischen Manifest als „mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg“ bezeichnet und der schließlich „in eine offene Revolution ausbricht und durch den gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie das Proletariat zur Herrschaft“ führt. Davon abgesehen, weiß ich sehr wohl, daß wir auch heute noch in einer antagonistischen Gesellschaft leben, in der die Klassen um ihren Anteil am Sozialprodukt kämpfen.

Noch in einem weiteren Punkt muß ich Herrn Landesrat Kauf widersprechen. Ich halte es durchaus nicht für „unangebracht“, von „reaktionären“ und „konservativen“ Sozialisten zu sprechen. Damit hole ich nur nach, was das Programm leider vielfach versäumt hat: die Dinge beim Namen zu nennen.

Zum Schluß möchte ich noch die Frage beantworten, inwiefern eine Absage an den Marxismus „revolutionär“ sei. Revolutionär

ist man dann, wenn man althergebrachte Denkschablonen, die mit der Realität nicht mehr übereinstimmen, als unzulänglich erkennt und sie überwindet. Genau das hat auch Karl Marx getan.

Dr. FELIX BUTSCHEK (Wien)

ZORNIGE UND BERUHIGTE

Was verbirgt sich wirklich hinter dem Schlagwort von den zornigen jungen Männern?*) Zunächst die Geschäftigkeit derer, gegen die sich ihr Zorn richtet. Die zornigen jungen Männer werden von allen Vorübergehenden begafft, weil die vor ihnen stehenden Jahrmarktschreier auf sich selbst aufmerksam machen wollen. Aber der Rummel ist da und es bleibt nichts übrig, als ihm zu widersprechen. Man befindet sich damit in guter Gesellschaft, denn auch die zornigen jungen Männer pflegen den Widerspruch. Daß dabei jeder von ihnen zu einem anderen Ergebnis kommt, ist selbstverständlich. Wenn ihre Kritiker, nur weil ihnen die dennoch vorhandene Harmonie des kritischen Gesanges entgeht, die Behauptung aufstellen, die zornigen jungen Männer seien schlechte Sänger, so liegt das an der Unmusikalität der Kritiker.

*) T. R. Fyvel; „Die Zornigen beruhigen sich“ (FORVM V/58).

Natürlich gibt es Leute, die nicht wissen, warum sie zornig sind — so der nun schon legendäre Jimmy Porter. Aber man rede nicht von der Ziellosigkeit John Osbornes, wo man die Ziellosigkeit seines Geschöpfes Jimmy Porter meint. Wenn Osborne seinen Jimmy Porter einen völlig ziellosen jungen Mann sein läßt, so könnte dennoch Osborne selbst ein Ziel haben? Er und die übrigen zornigen jungen Männer haben tatsächlich ein solches Ziel: Sie wollen Ordnung, aber nicht die scheinbare, die sie umgibt, sondern eine bessere und weniger scheinbare, von der jeder von ihnen weiß — mehr oder weniger präzise —, wie sie auszusehen hat.

Man verdächtigt die Zornigen, nur darum zornig zu sein, weil sie damit Erfolg haben. Aber erstens wußten sie das nicht, als sie mit ihrem Zorn an die Öffentlichkeit traten, und zweitens: Wer meint, daß Sozialkritik aufhören müsse, wenn der eigene Monatswechsel eine gewisse Höhe erreicht hat, weiß nicht, was Sozialkritik ist. Er kennt nur die große Gesellschaft jener Quasi-Sozialkritiker, bei denen sich das wirklich so verhält. Echte Sozialkritik beschäftigt sich nur am Rande mit der Brieftasche — ihr Gegenstand ist die menschliche Gesellschaft und die Frage, wie sie enden wird, wenn sie so weiter macht.

Genau das ist die Frage der zornigen jungen Männer.

Dr. WOLFGANG KUDRNOFSKY (Wien)

Ansätze

Die größten Erwartungen an diesen buckligen Planeten werden von Flachköpfen gestellt.

Wenn man den Kapitalismus an der Wurzel faßt, kommunistet er sich in den Ästen ein.

Die Zeit scheint manchmal tatsächlich nichts Besseres zu tun zu haben, als für Chruschtschew zu arbeiten.

Durch die sozialromantische Literatur zieht sich, wie ein roter Faden, das fade Rote.

Wenn die Zeit zur Unzeit Epoche macht, werden die Oberlehrer böse und geben ihr ein „Anachronistisch“ ins Zeugnis.

Die Emanzipation der Frau lebt von Gnaden der Nichtemanzipation des Mannes.

Das schwererziehbare Kind im Manne kommt aus den Garagejahren nicht heraus.

Asphalt ist auch nur einmal jung und grau.

Im Adreßbuch ist leicht einer verzeichnet.

Auf wirksamen Fremdenverkehrsplakaten ist die Landschaft eine vom Fremdenverkehr verschonte Oase.

Büchermarder unterhalten korrekte Beziehungen zum Kulturellen wie zum Kriminellen.

Sumpf befruchtet die Literatur, trockengelegter die Fachliteratur.

Das Modewort „Anliegen“ war kaum geboren, da schossen die Anliegen wie die Pilze aus dem Boden.

Das Französische treibt einen Persönlichkeitskult, der es noch dem letzten Niemand gestattet, personne zu sein.

Lernt fremde Sprachen und eigenes Schweigen!

Wer lebt, hat mehr vom Leben.

GOTTLIEB PRAGER

„Mit Engels und Marx gegen Lenin“, meint George Steiner*). Aber wenn Marx und Engels, dann potentiell — und dabei blieb es nicht — Lenin und Stalin. Aus dieser Entwicklungsreihe ist die marxistische Literaturkritik nicht zu lösen ...

Man muß nicht Marxist sein, um zu sehen, daß ein im Bereich der Literaturkritik oder anderswo statuerter Gegensatz zwischen den Klassikern des Marxismus eine willkürliche Konstruktion ist. Der Gegensatz erschöpft sich im Schein einer Freiheit, die von der einen Seite der „paramarxistischen“ Ästhetik angeblich gewährt und von der anderen Seite tatsächlich versagt wird. Betrachtet man den Gegensatz zwischen den marxistischen Klassikern nicht isoliert vom Gang der Ereignisse, so handelt es sich einfach um unwichtigen Ballast, der einer als Wissenschaft propagierten politischen Bewegung anhaftet. Steiner weist Differenzen in den alten Bauplänen eines Hauses nach, die schon deswegen bedeutungslos sind, weil sich beim tatsächlichen Auf- und Umbau des Hauses deutlich genug gezeigt hat, wo der Hund begraben liegt. Im literaturkritischen Bereich ist der angebliche Gegensatz zwischen der Richtung Engels-Lukács und der Richtung Lenin-Fadejew ein Sachverhalt, der sich genau so gut als tiefe wechselseitige Bedingtheit beschreiben läßt. Die gemeinsame Wurzel, die Beschränkung der Sicht allein auf die gesellschaftliche Realität des Menschen, verbindet den Kader-Ideologen und den Humanismus-Mystiker in den Formen vertracktester gegenseitiger Anfälligkeit. Für „Paramarxisten“ mag ein „falsches Bewußtsein“ intellektuellen Reiz haben. Orthodoxe sehen darin nur ein vorübergehendes Zugeständnis ...

Die Orthodoxen saßen bisher immer noch auf dem längeren Ast. Es wird des Kesseltreibens bedürfen, das die Orthodoxen zur Zeit gegen Lukács inszenieren, um auch für „Paramarxisten“ und mit ihnen Sympathisierende jene Mängel im Werk von Lukács sichtbar zu machen, die für Nichtmarxisten von jeher deutlich waren. Ein trauriger Vorgang. Und was noch trauriger ist: er wird sich wiederholen, z. B. bei der Beurteilung des „Doktor Schiwago“. Er wird sich wiederholen, solange es (Para-)Marxisten gibt.

Dr. KURT MARKO (Wien)

* FORVM V/58 und 59.

P. S.

UNSERE KÜNSTLER IM PRIVATLEBEN

„Im ‚Dreimäderlhaus‘-Film, für den Ernst Marischka die halbe Staatsoper ausgeräumt hat, war auch Laszlo Szemere drei Tage lang vor der Kamera beschäftigt. Natürlich spielte er einen Ungarn. Szemere ist vom Filmen so begeistert, daß er sich ein Pfeiferl kaufte und damit zu Hause ununterbrochen Filmatelier spielt: Er pfeift und ruft dann ‚Ruhe, bitte. Achtung, Aufnahme!‘“

(Aus dem „Express“ vom 13. Oktober 1958)

PARTEI-AKTIVISTIN LYSISTRATA

(AUS DEM PROGRAMMHEFT EINER AUFFÜHRUNG DER „LYSISTRATA“ VON ARISTOPHANES AM LANDESTHEATER DARMSTADT)

„Es kommt auch gar nicht darauf an, weshalb Frieden geschlossen wird, ob es aus edlen oder unedlen Motiven geschieht, ob die Kontrahenten dabei mit den Zähnen knirschen oder ein Dankgebet sprechen. Wichtig ist nur die Beendigung des Krieges und die Wiederherstellung eines Zustandes, der allein die Voraussetzung für ein menschenwürdiges Dasein ist.“

Das alles, so einfach es klingt, wird mit den raffiniertesten Mitteln einer großen Kunst vorgetragen. Burckhardt, ein Mann von sublimem Kunstverstand, aber ganz in der bürgerlichen Denkungsart des 19. Jahrhunderts befangen, findet diese Raffinesse so groß, daß er an Aristophanes' hoher, unabhängiger Gesinnung zweifelt. Er hält die Friedensliebe des Dichters für Berechnung, da die Majorität der Zuschauer immer für den sei, der gegen den Krieg redet. Auch wirft er ihm, gerade in der Lysistrata, „politische Unzweckmäßigkeit“ vor; in jener Zeit (411), in der sich die Spartaner mit den Persern verbündet hatten, sei kein oder nur ein Frieden in „schädlichster Form“ zu haben gewesen.

Wir kennen diese Weise. Seit Tausenden von Jahren geht es um das gleiche. Es ist höchstens ein quantitativer Unterschied, ob der Gott Eisen oder Uranium wachsen läßt.“

SCHULLEKTÜRE

Aus einem Artikel über den braven Soldaten Schwejk, erschienen am 6. Oktober 1958 in „Aufbau und Frieden“, dem deutschsprachigen KP-Organ der Tschechoslowakei:

„In der gegenwärtigen Epoche der imperialistischen Kriege, der letzten kolossalen Unternehmungen der kapitalistischen Welt, ist ... Es entspricht ganz klar der Linie der bürgerlichen Überlegungen, wenn ... Typus ... Repräsentant ... aus den Banden der bürgerlichen Ideologie lösen ... ein gesellschaftlicher Typus, kein Buchtypus ... Um dieser Eigenschaft willen wird der ‚Brave Soldat Schwejk‘ einmal zur Schullektüre werden, an der die Geschichtslehrer den Zerfall der bürgerlichen Klasse und ihrer Armee zeigen werden, die ihr letzter Trumpf war.“

Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant: in so eine Schule mecht ich gehn.

ÜBERTRIEBENE TOLERANZ

Die kommunistische Presse, wer wollte ihr das verargen, beginnt schon jetzt mit der Propaganda für die 1959 in Wien stattfindenden „Weltjugendfestspiele“. Unter dem verheißungsvollen Titel „Und so wird's auch in Wien sein“ veröffentlicht die „Volksstimme“ vom 29. November 1958 einen farbenfrohen Bericht über die letzten, in Moskau abgehaltenen Festspiele, wobei besonders die Toleranz hervorgehoben wird, mit der man dort den Angehörigen sämtlicher Religionsbekenntnisse entgegenkam:

„Man achtete die religiösen Gebräuche aller Menschen ... Junge gläubige Israelis wurden an jedem Sabbat in die Synagoge gefahren, im mohammedanischen Bethaus in der Nähe der Meschtschanskaja-Straße breiteten die jungen Moslems ihre Gebetsteppiche aus ...“

Zum Unterschied vom Verfasser dieses vorbildlichen Augenzeugenberichts waren

wir leider in Moskau nicht mit dabei, erlauben uns aber trotzdem eine kleine Richtigstellung: Gläubige Israelis fahren am Sabbat nicht, sondern gehen zu Fuß, und Moslems breiten ihre Gebetsteppiche nicht in mohammedanischen Bethäusern aus, sondern nur dort, wo es keine solchen gibt. Es dürfte sich in beiden Fällen um verkleidete KP-Funktionäre gehandelt haben.

Hinweise

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt ein Prospekt des „Modernen Buch-Club“ (Darmstadt) und ein Prospekt „Für Freunde der Musik, des Theaters und der Kunst“ (Langen-Müller Verlag, München) bei. Die Auflage für Österreich, die Deutsche Bundesrepublik und die Schweiz enthält überdies einen Prospekt der Fischer-Bücherei (Frankfurt).

Das vorliegende Heft erscheint im Umfang von 48 Seiten. Wir möchten unsere Leser für den verstärkten Inhalt des Inseratenteiles nicht durch eine Einbuße an Lesestoff büßen lassen.

Der Beitrag „Pasternaks Recht und Unrecht“ von Ignazio Silone, ursprünglich als Kommentar-Sendung für den italienischen Rundfunk geschrieben und Mitte November gesendet, wurde uns vom Autor zur Erstveröffentlichung übergeben.

Auf einer internationalen Ausstellung politischer Karikaturen in London, die von Sir Clement Attlee eröffnet wurde, war mit Zeichnungen von H. H. Schoenfeld auch das FORVM vertreten.

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, Ernst-Ludwig-Haus, plant die Herausgabe der Briefe des Dichters Alfred Mombert, der 1942 in der Schweiz gestorben ist. Im Einvernehmen mit der Nichte Momberts bittet die Akademie alle Besitzer von Briefen des Dichters um zweckdienliche Mitteilungen.

AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (November 1958) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 22 Stücke gespielt; hievon entfielen auf Burg- und Akademietheater 14, auf das Theater in der Josefstadt 4, auf die Kammerspiele 1 und auf das Volkstheater 3. Es fanden insgesamt 6 Premieren statt (gegen 4 im Vormonat), die in der nachfolgenden Übersicht durch fetten Druck hervorgehoben sind. Die erste der hinter jedem Titel eingeklammerten Ziffern bedeutet die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite die Gesamtzahl der Aufführungen seit Saisonbeginn.

BURGTHEATER

Jeffers: **Die Quelle** (7 — 7)
Goethe: Faust I (6 — 15)
Goethe: Iphigenie (5 — 8)
Nestroy: Einen Jux will er sich machen (5 — 5)
O'Neill: **Fast ein Poet** (4 — 4)
Firner: Flucht in die Zukunft (2 — 2)
Schiller: Die Räuber (2 — 2)
Schiller: Maria Stuart (2 — 5)
Csokor: 3. November 1918 (1 — 4)
Grillparzer: Sappho (1 — 3)
Shakespeare: König Lear (1 — 5)
Shakespeare: Wie es euch gefällt (1 — 4)

AKADEMIETHEATER

Firner: Flucht in die Zukunft (17 — 20)
Anouilh: Ball der Diebe (6 — 29)
O'Neill: **Fast ein Poet** (6 — 6)
Molnár: Olympia (3 — 10)
Grillparzer: Sappho (1 — 2)

THEATER IN DER JOSEFSTADT

Eckhardt: Ihr Bräutigam (13 — 51)
Sarment: **Wir waren drei** (13 — 13)
Wolfe/Frings: Schau heimwärts, Engel (9 — 26)
Taylor: **Glückliche Zeiten** (4 — 4)

KAMMERSPIELE

Popplewell: **Brave Diebe** (37 — 37)

VOLKSTHEATER

Squarzina: Die Teilnahme (19 — 21)
Anzenberger: **Die Kreuzelschreiber** (16 — 16)
Patrick: Das heiße Herz (10 — 15)

IN DEN KLEINBÜHNEN

COURAGE

Brandstaetter: Das Schweigen

EXPERIMENT

Giraudoux: Undine

JOSEFSTADT IM KONZERTHAUS

Lee: Karriere
Tardieu: Miniaturen (ab 1. Dezember)

KALEIDOSKOP

Wittlinger: Kinder des Schattens

PARKRING

Hausmann: Der Fischbecker Wandteppich
Jacobsen: Bumerang

TRIBÜNE

Arnold: Die Musicbox

THEATER

KRITISCHE RÜCKSCHAU

ZWEIMAL ÜBERSIEDELT ist Eugene O'Neills gewaltiges Nachlaß-Drama „*Fast ein Poet*“, ehe es auch in Wien seine volle Wirkung tat. Zur ersten Übersiedlung brauchte es fünfviertel Jahre und etliche Umwege über bundesdeutsche Bühnen; dann war es von den Salzburger Festspielen 1957 endlich ans Burgtheater gelangt, wo die meisten der in Salzburg eingesetzten Hauptdarsteller beheimatet sind. Die zweite Übersiedlung vollzog sich wesentlich rascher, ja geradezu hastig; sie führte aus dem Akademietheater ins große Haus am Ring, wo das Stück natürlich von allem Anfang an hingehört hätte — und wo wir's auch jetzt noch nicht zu sehen bekämen, wenn nicht ein andres, für das Burgtheater geeignet befundenes Stück dortselbst mit solcher Vehemenz durchgefallen wäre, daß man sich in der Direktionskanzlei denn doch zu einer Umstellung des Spielplans entschloß. Das eigentlich Bemerkenswerte an all diesen Vorgängen ist aber nicht die straffe, weitblickende Planung, von der sie zeugen; die sind wir schließlich schon gewohnt. Bemerkenswert ist im Gegenteil die Flexibilität, mit der aus einem gegebenen Tatbestand — Erfolg des einen Stücks, Mißerfolg des andern — die gegebenen Konsequenzen gezogen wurden. Hier tun sich weite Perspektiven und ungeahnte Möglichkeiten auf. Oder müssen Erfolg und Mißerfolg immer erst so überdimensionale Ausmaße annehmen wie in den beiden vorliegenden Fällen? Die neue Burgtheaterdirektion wird auf derlei Fragen hoffentlich klare und praktikable Antworten finden.

Die O'Neill-Premiere des Burgtheaters war also ein überdimensionaler Erfolg und war es mit Recht. Über das Stück selbst ist schon anläßlich der vorjährigen Salzburger Festspiele berichtet worden, so daß jetzt nur noch die Aufführung zu begutachten und mit ihrer Vorgängerin zu vergleichen bleibt. Ein solcher Vergleich soll und kann auf keine Ergebnisse „zugunsten“ der einen oder der andern Inszenierung abzielen, sondern wird sich darauf beschränken müssen, die tatsächlichen Unterschiede zwischen den beiden festzustellen. Der weitaus gewichtigste von ihnen war die Besetzung der weiblichen Hauptrolle mit Paula Wessely statt Adrienne Gessner. Er war so groß, wie der Unterschied zwischen zwei scharf ausgeprägten Schauspielerpersönlichkeiten nur sein kann. Er war, was seine Einwirkung auf das Stück betraf, sogar größer, denn die mitunter fast trotzige Selbstbehauptungstendenz der Wessely (zum Unterschied von der fast willenlosen Demut der Gessner), ihre erschütternde Bereitschaft, sich dem Schicksal zu stellen (statt es wie die Gessner mit erschütternder Hingabe über sich ergehen zu lassen) und ihre ganze, fast bäuerlich-elementare Bühnenpräsenz bewirkten eine deutliche Akzentverschiebung des Dramas zur Gestalt der Nora Melody hin. Zum Teil mochte das auch an der Regie Rudolf Steinboecks liegen, die den Major und Schankwirt Cornelius Melody streckenlang entdramatisierte und seine tragische Pfauenhaftigkeit bis hart ans Groteske vortrieb; auf diese Weise konnte freilich Attila Hörbiger seiner unvergeßlichen und vermeintlich unüberbietbaren Salzburger Leistung einige neue Nuancen hinzufügen, ohne daß man den Wegfall einiger anderer als Verlust empfunden hätte. *Aglaia Schmid* war gegen Salzburg um ein paar deutliche Grade gelöster, war der Einfalt ihrer Mutter und der Eitelkeit ihres Vaters wärmer und verständiger aufgetan, war manchmal fast die Brücke zwischen beiden und nicht der spitze Keil. Hinreißend in ihrer fragilen Hintergründigkeit *Susanne Almasy* als die unerbittliche Botin der vornehmen Welt, durchaus und durchwegs überzeugend die Randgestalten der irischen Saufkumpanei, allen voran *Heinz Moog*, und der tückisch-arrogante Anwalt *Johannes Schauers*. Es war, dank einem wunderbaren Stück, einer wunderbaren Paula Wessely und einem Ensemble von Spitzenkönnern, endlich wieder großes Burgtheater.

Ein überdimensionaler Mißerfolg wurde, gleichfalls mit Recht, „*Die Quelle*“ von *Robinson Jeffers*, ein amerikanischer Beitrag zur Tragödie des Atridenhauses, das man auf Grund seiner unerschöpflichen Ergiebigkeit an dramatischen Verwicklungen als eine Art Radiofamilie des klassischen Altertums bezeichnen könnte. Die jüngste Fortsetzung zeigt uns Tante Klytemnestra, die dem heimkehrenden Onkel Agamemnon gerade ein Bad eingelassen hat, auf das er sich besser nicht eingelassen hätte, denn er kommt bekanntlich nicht mehr lebend aus der Wanne heraus. Auch Vetter Orest und Base Elektra sind in ihren wohlvertrauten Funktionen beschäftigt, und als Bereicherung des ungunstigen Haushalts tritt diesmal Cassandra auf. Agamemnon hat sie von einer ausländischen Stellenvermittlung mitgebracht und von sowas verstehen die Männer eben nichts. Cassandra zeigt sich den ihr zugedachten Diensten gänzlich abgeneigt, redet frech daher (manchmal sogar mit inneren Stimmen), stiftet allerlei Unfug und behauptet, daß der gnädige Herr sie verführt habe. Mehr als das: sie demonstriert es auf offener Szene. Wie denn überhaupt von diesen Dingen fast pausenlos und mit schwer erträglicher Plastizität geredet und gehandelt wird. Sie scheinen für Jeffers — und daher möglicherweise der Titel — die Quelle allen Geschehens und aller Verwicklungen zu sein. Nur sprudelt aus dieser Quelle nicht das Heilwasser, mit dem sich das ganze Weh und Ach kurieren ließe, sondern Blut, und da wird's dann einfach unappetitlich. Schicksalstragödie ist gut, Psychoanalyse ist gut, aber der Versuch, antike Irrationalität auf heutige Erkenntnis abzustimmen, kann nur im Chaos enden, in der Verneinung und Aufhebung aller Maße und Meßbarkeiten — in einem Nihilismus also, der zwar der puritanischen Unbedingtheit des Autors alle Ehre macht, aber dem Zuschauer keine

Freude. Unter *Josef Gielens* Regie bemühten sich die Damen *Schreiner* (Klytemnestra), *Wallner* (Elektra) und *Holzmeister* (Kassandra), die Herren *Skoda* (Orest), *Jäger* (Agamemnon) und *Janisch* (Ägisth), dem Wirrsal Form und Gestalt zu geben. Doch glückte das eigentlich nur dem Bühnenbild und den Kostümen *Stefan Hlawas*.

JE EINE ÖSTERREICHISCHE UND DEUTSCHSPRACHIGE ERSTAUF-
FÜHRUNG präsentierte das *Theater in der Josefstadt* und bekundete damit zumindest die redliche Bemühung, den Leuten etwas Neues zu bieten. Der Schluß jedoch, daß Wien nun wieder zu einer führenden Theaterstadt, zu einem Kraft- und Erprobungsfeld für bedeutende Bühnenwerke des Auslands geworden wäre, ist leider unzulässig. Keines der beiden Stücke hat Meriten von solcher Art, daß wir stolz darauf sein dürften, ihnen den Weg gebahnt zu haben. Es sind auch keine wirklichen Erfolgsstücke, wiewohl sie von erfolgreichen Autoren stammen. Um die Wahrheit zu sagen: sie sind eher schwach.

„*Wir waren drei*“ von *Jean Sarment* verfügt immerhin über eine gewisse Atmosphäre, in der immerhin ein paar kleine Lebensschicksale angeleuchtet werden. Aber in dem trübseligen Gasthof des verregneten Provinznests, wo die drei ehemaligen Schulkollegen nach etlichen zwanzig Jahren wieder zusammentreffen, will's offenbar mit den Beleuchtungskörpern nicht recht klappen. Man hat den Eindruck, als setze in entscheidenden Augenblicken das dramaturgische E-Werk aus und als behülfe sich der Autor mit rasch herbeigeordneten Petroleumlampen, die das Geschehen und die Charaktere in ein unfreiwilliges Halbdunkel tauchen. So wird niemals recht klar, warum Pierre, sichtlich der Bedeutendste von den Dreien, mit seinem Dasein so verzweifelt unzufrieden ist, daß er die einstigen Freunde um Hilfe anruft; warum Marcel, der bürgerlich Zufriedene, sich dann von ihm so schlecht behandeln läßt; warum Denise, die Gattin des jugendlichen Genies von einst und jetzigen Gemüsehändlers, die an seiner Stelle bei der Zusammenkunft erscheint, sich gar so irreführend geheimnisvoll aufführt, und was sie denn wohl getan hätte, wenn nicht durch einen recht krampfhaft konstruierten Zufall ihr Eugène doch noch aufgetaucht wäre. Aber zwischen diesen und andern Unklarheiten gibt es manch reizvolle Zwischentöne zu belauschen, entwickelt sich manch eine zart verschwebende Annäherung auf menschlichen und männlichen Ebenen, wird da und dort die Tragik halber Ansätze und ganzer Resignationen spürbar. Das sind die großen Augenblicke für *Vilma Degischer* (Denise) und *Leopold Rudolf* (Pierre). *Ernst Waldbrunn* (Marcel) hat die seinen immer dort, wo er sich mit rührender Verlegenheit in die eigenen Grenzen zurückzieht, aus denen *Georg Bucher* (Eugène) erst gar nicht auszubrechen versucht. Als Wirtin und Stubenmädchen steuern *Friedl Czepa* und *Senta Berger* ein paar resolute Aufheiterungen bei. Regie: *Werner Kraut*.

„*Glückliche Zeiten*“ von *Samuel Taylor*, amerikanischer Herkunft, jedoch mit Kanada als Ort der Handlung, hat sich von den drei absolut zuverlässigen Requisiten der Bühnenwirkung — kleine Kinder, dressierte Hunde und hilflos Körperbeschädigte — die kleinen Kinder ausgesucht, und zwar im besonders dankbaren Stadium der Fröhenreife. Obendrein spielt die dürtige Geschichte unter französischen Kanadiern, so daß die altklugen Texte, mit denen *kl. Ossy Wanka* für Heiterkeit sorgt, auch noch einen pikanten Beigeschmack mitbekommen. Sei's drum. Und da die Josefstadt selbst für diese Nichtigkeit einen Regisseur wie *Franz Reichert* einzusetzen hat, da abermals *Vilma Degischer* und *Leopold Rudolf* am Werk sind, da *Mario Emo* und *Otto Schenk* zu bester Geltung kommen und da man für jeden Anlaß dankbar ist, der den ganz und gar einmaligen *Anton Edthofer* auf die Bühne bringt, vergißt man momentweise sogar den Ärger darüber, daß sich für alles das kein besserer Anlaß findet.

EINE DEUTSCHSPRACHIGE ERSTAUFFÜHRUNG gab es auch in den *Kammerspielen*: „*Brave Diebe*“ von *Jack Popplewell*, aus dem Englischen übersetzt von *Hans Jaray*, in *Hans Jarays* Bühnenbearbeitung, inszeniert von *Hans Jaray* und mit *Hans Jaray* in einer der Hauptrollen. Von *Orson Welles*, dem Vielseitigen, erzählt man sich, daß er einmal einen sehr schlecht besuchten Vortrag mit den Worten begonnen habe: „Meine Damen und Herren, ich bin, wie Sie wissen, Schriftsteller, Hörspielautor, Filmlibrettist, Produzent, Regisseur, Bühnenschauspieler, Filmschauspieler ... ist es nicht ein Jammer, daß so viele von mir da sind und so wenige von Ihnen?“ Darüber hat nun *Hans Jaray*, der Vielseitige, wahrhaftig nicht zu klagen: das Publikum strömt ihm zu und frißt ihm aus der Hand, welche mit lockerer Routine die Fäden des anspruchslosen Lustspielchens zu ziehen weiß und die Figuren in munterer Bewegung hält: *Peter Weck* und *Chariklia Baxevanos* als junges Liebespaar mit Hindernissen (die sie ebenso komisch wie grazios übersteigen), *Elisabeth Markus* und *Sylvia Lydi*, *Fritz Holzer* und *Alfred Böhm*, und eben *Hans Jaray*, der auch Regie führt und — aber das sagten wir schon.

ÜBER VOLKSSTÜCKE IM VOLKSTHEATER läßt sich in der Regel nur Gutes berichten, und es ist nicht einzusehen, warum man von dieser Regel bei Anzengrubers „*Kreuzelschreibern*“ abgehen sollte. Andererseits ist auch nicht einzusehen, warum *Anzengrubers* „*Kreuzelschreiber*“ im Volkstheater gespielt werden sollten statt bei den Löwingern oder auf der Exlbühne. Aber da es sich hier nicht direkt um einen Regelverstoß handelt, sondern mehr um eine Regelauslegung (betreffend den Unterschied zwischen Volksstück und Bauerndrama), wollen wir nicht lange knausern und stellen gerne fest, daß *Fritz Muliar* als Steinklopferhannes, *Hilde Sochor* und *Rudolf Strobl* als Bauernehepaar vom Gelben Hof, die Groß- bzw. Kleinbauern *Wegrostek* bzw. *Hufnagel* und *Brigitte Antonius* (Liesel, Kellnerin) dem Anzengruber gaben, was das Anzengrubers ist. *Benno Smyt* in der Soloszene des alten Brenninger gab ihm sogar etwas mehr, und da merkte man erst, wie wenig uns das andre heute noch angeht.

Tbg.

DIE ERFOLGSSTÜCKE 1957/58

Das Organ des Deutschen Bühnenvereins, die Monatsschrift „*Deutsche Bühne*“, veröffentlicht im Novemberheft ihre alljährliche Statistik der Bühnenwerke, die während der abgelaufenen Saison die höchsten Aufführungsziffern erreicht haben. Hiebei wird das gesamte deutsche Sprachgebiet berücksichtigt, also die Deutsche Bundesrepublik mit Westberlin, die deutsche Sowjetzone, Österreich und die Schweiz. Das hatte diesmal zur Folge, daß zwei von den fünf meistgespielten Stücken sich nur auf Ziffern in der deutschen Sowjetzone stützten; anderswo wurden sie nämlich nicht gespielt. Wenn man diese beiden Stücke ausschaltet (deren eines bezeichnenderweise von dem in Hamburg lebenden Patentdemokraten *Günter Weisenborn* stammt), ergibt sich folgende Rangliste:

1. *Das Tagebuch der Anne Frank* (*Goodrich/Hackett*): insgesamt 1453 Aufführungen an 61 Bühnen.
2. *Kennen Sie die Milchstraße?* (*Wittlinger*): 489/25.
3. *Don Carlos* (*Schiller*): 411/20.
4. *Der zerbrochene Krug* (*Kleist*): 367/17.
5. *Der Herzspezialist* (*Holt*): 367/13.
6. *Nathan der Weise* (*Lessing*): 353/13.
7. *Maria Stuart* (*Schiller*): 350/13.
8. *Faust I* (*Goethe*): 331/12.
9. *Kabale und Liebe* (*Schiller*): 327/12.
10. *Der Walzer der Toreros* (*Anouilh*): 317/9.

„*Das Tagebuch der Anne Frank*“ hält seine Position als Spitzenführer schon das zweite Jahr und hat mit insgesamt 3407 Aufführungen an insgesamt 122 Bühnen einen Rekord aufgestellt, der alle bisherigen weit übertrifft.

UNERWARTETE SCHÜTZENHILFE

ist uns aus Ostberlin zuteil geworden. Die dort erscheinende „*Berliner Zeitung*“ beschäftigte sich am 28. Oktober 1958 mit unsrer Brecht-Umfrage aus Heft 57, deren Teilnehmer, wie erinnerlich und nachprüfbar, sich zum größeren Teil für Brecht-Aufführungen im Westen eingesetzt hatten. Die „*Berliner Zeitung*“, offenbar an eine freiere Art von Umfragen gewöhnt (etwa darüber, ob im Osten Koestler gespielt und *Silone* gelesen werden soll), läßt sich von diesem Ergebnis nicht beeindrucken, nimmt lediglich die negativen Antworten zur Kenntnis und gelangt über ein paar bedrohliche Hirnrissigkeiten — wir hätten „den Sozialisten in aller Freiheit die Teilnahme verweigert“, es wäre „nur ein Intendant zugelassen“ worden, und „wo es an Argumenten fehlt, muß eben die plumpe Lüge herhalten“ — zu einer wahrhaft triumphalen Schlußfolgerung:

„Daran, daß Brecht im Westen und im Osten gespielt wird, ändern die Herren ... nichts. Auch daran nicht, daß durch Brechts Mithilfe die anti-kommunistische Gefolgschaft immer mehr abbröckelt.“

Besten Dank. Genau das wollten wir wissen.

Das zeitkritische Brett

In diesen Wochen ist es ein Vierteljahrhundert her, daß die „Literatur am Naschmarkt“, unter den Wiener Kleinkunsth Bühnen von einst zwar nicht die älteste, aber unbestritten die literarisch höchstwertige, zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit trat. Die Autoren, die ihr zu diesem repräsentativen Rang verholfen haben, leben heute — wofern sie überhaupt noch leben — größtenteils im Ausland. Nur zwei von ihnen konnten das Gründungsjubiläum an Ort und Stelle begehen: Hans Weigel und Dr. Rudolf Weyss, der uns als der eigentliche Vater der damaligen Neugründung die nachfolgenden Reminiszenzen zur Verfügung gestellt hat.

Seit Wolzogens „Überbrett“, Reinhardts „Schall und Rauch“ und den „Elf Scharfrichtern“ unterscheidet man auch im deutschen Sprachraum zwischen Amüsierkabarett und Cabaret. Jenes unterhält, sucht Lachwirkung mit allen Mitteln; dieses prüft seine Aussage, steht halb schon im Bereich der Literatur und bemüht sich, Tiefen und Untiefen seiner Zeit kritisch auszuloten.

In Wien gibt es seit mehr als einem halben Jahrhundert den „Simpl“. Er pflegte einst das Überbrettgenre, besonders das literarische Chanson (Bela Lasky, Josma Selim, Ralph Benatzky). Später, in den Hitlertagen, reichte es gerade noch zur Unterhaltungskonfektion. Heute hält Karl Farkas eine geschickte Mitte zwischen zeitkritischem Witz und reinem Amüsement. Neben dem „Simpl“ gab es in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch die „Hölle“ und die „Fledermaus“, für die Egon Friedell und Alfred Polgar ihre kecken Einakter schrieben („Goethe“, „Soldatenleben im Frieden“ u. a.). In den Zwanzigerjahren herrschte die musikalische Kleinrevue, deren Zentrum mit Recht „Femina“ genannt war. Allerdings hielt damals auch Fritz Grünbaum seine Meister-Conferenzen und Armin Berg sang seine unvergleichlichen Couplets. Nur die witzige Zeitkritik, die aktuelle Satire, wie sie etwa in Berlin von Werner Finks „Katakomben“ oder Holländers „Tingel-Tangel“ gepflegt wurde, gab es damals auf keinem Wiener Brett.

*

Als 1931 Peter Hammerschlag und Stella Kadmon im Keller des Café Prückl den „Lieben Augustin“ gründeten, begann für die Wiener Kleinkunst eine neue Ära, die in den Jahren 1933 bis 1938 — der „Heldenzeit“, wie wir Beteiligten sie nannten — ihren höchsten Glanz erreichte. Zeitweilig spielten bis zu sechs Keller-Cabarets von annähernd gleichem und recht ansehnlichem Niveau. Der „Liebe Augustin“ ging von seinem anfänglichen, scheinbar improvisierten Stil mehr und mehr ab und war — mit Gerhart H. Mostar als zweitem Hausautor — jahrelang tonangebend. Die „Stachelbeere“, obwohl als Freilicht-Cabaret gegründet, war um eine Kleinigkeit „asphalthaltiger“ als die anderen. Das „ABC“ holte sich nach kurzem Bestand Rudolf Steinboeck als Regisseur und künstlerischen Leiter und fand in Jura Soyfer, einem genialen, schon damals zornigen jungen Mann, seinen Hausautor. „Columbus“, „Vineta“, „Weltuntergang“, „Astoria“ waren die Titel seiner fünf- bis siebenbildrigen Stücke, die in einem neuen, zwischen Brett und Theater balancierenden Stil scharfe Zeitpolemik auf die Kleinbühne brachten. Die Anregung hiezu war von der „Literatur am Naschmarkt“ ausgegangen, die als erstes Wiener Cabaret das „Mittelstück“ einführte — so genannt, weil diese zeitkritischen Bilderfolgen nicht nur in der Mitte des Programms lagen, sondern ihm auch Schwerpunkt und Mitte gaben.

Was waren die Ursachen des Wiener Kleinkunstgedränges? Wie kam es zu seiner Blütezeit? Wieso fand sich plötzlich neue Form zu kluger Aussage?

Verschiedene Umstände trafen zusammen. Materialistische Literaturgeschichtsauffassung würde vor allem die soziologischen und ökonomischen Voraussetzungen ins Treffen führen: 1933 hatte Hitler in Deutschland die Macht ergriffen, Scharen von Schauspielern — Österreicher und Nichtösterreicher — strömten nach Wien, wo sie von Arbeitslosigkeit und Theaterpleiten erwartet wurden, so daß auch Darsteller ersten Ranges für jedes Experiment, für jedes noch so dürftige Engagement auf kollektiver Basis zu haben waren. Ein zweiter wesentlicher Antrieb: das Cabaret erfüllte in jenen Jahren seine Hauptfunktion, Ventil zu sein. Als 1934 in Österreich die Sozialdemokratische Partei aufgelöst wurde und die Vaterländische Zensur, die freilich nur ein asthmatischer Vorläufer des Kommenden war, auf den Plan trat, lernten die Kellerautoren ihr Handwerk. In solchen Zeiten wird das Cabaret oft zum einzigen Sprachrohr eines Widerstands, der sich anders nicht mehr hörbar machen kann. Und es war nur folgerichtig, daß in den neodemokratischen Tagen nach 1945, als das Cabaret diese wesentliche Funktion — glücklicherweise! — wieder eingebüßt hatte, die Programme allüberall rasch verkümmerten. Wenn wir heute von den westdeutschen Ensembles immer wieder die gleichen Anti-Aufrüstungs-Chansons und Anti-Adenauer-Witze vorgesetzt bekommen, zeigt sich die ganze billige Ödnis, in die das Genre abgleiten kann.

Den Wiener Cabarets — oder wie sie damals hießen: den Kleinkunsth Bühnen — war also die Zeit nach 1933 besonders günstig. Aber sie war nicht der allein entscheidende Faktor. Das geht ja schon daraus hervor, daß der „Liebe Augustin“ bereits 1931 gegründet wurde. Offenbar wird nicht nur Weltgeschichte, sondern auch Theater-, Literatur- und sogar Cabaret-Geschichte immer dann gemacht, wenn im richtigen Zeitpunkt die richtigen Leute zueinanderfinden. Anders wäre es 1933 zu keiner „Heldenära“ der Kleinkunst gekommen, und anders hätte auch das einzige Wiener Cabaret von heute, das diese Bezeichnung verdient, seine Glanzprogramme wie „Brett vor'm Kopf“, „Blatt vor'm Mund“ oder „Glas vor'm Aug“ nicht hervorbringen können; dazu mußten vier außergewöhnliche Begabungen — Bronner, Kreisler, Merz und Qualtinger — zusammentreffen, die den Bedürfnissen des Bretts durch ein neues Zeitgefühl gerecht wurden.

*

Das 25 Jahre zurückliegende Beispiel der „Literatur am Naschmarkt“ stützt (vielleicht noch deutlicher als die Begegnung Steinboeck—Soyfer im „ABC“) meine Auffassung, daß ein richtiges Cabaret „zornige junge Männer“ braucht, zumindest

aber solche, denen das ausgeleierte Schema des Bestehenden nicht behagt. Auf *Lothar Metzl* und mich traf das schon 1932 zu. Schon damals wollten wir im Souterrain des Café Dobner dem „Augustin“ Konkurrenz bieten, scheiterten jedoch an Uneinigkeit und Schauspielermangel. Erst als sich im Jahr darauf *F. W. Stein* zu uns gesellte, klappte es. Er blieb durch fünf Jahre die „graue Eminenz“ unseres Betriebs und war einer der geschicktesten und zugleich konsequentesten Theaterleiter, denen ich je begegnet bin. Es ist nicht zuletzt sein Verdienst, wenn wir von der Kritik zum „Burgtheater unter den Wiener Kleinkunsthöfen“ ernannt wurden. Die Leitsätze, von denen er nicht abging, lauteten: „Am wichtigsten sind die Programme. Texte und Musik bestimmen den Erfolg. Da darf uns kein Schauspieler und kein Regisseur etwas dreinreden. Aber wenn das Programm feststeht, brauchen wir einen erstklassigen Regisseur, dem wieder wir nicht ins Handwerk pfuschen dürfen.“ An diese Forderungen haben wir uns fünf Jahre lang gehalten, und nicht zu unserem Schaden.

Zunächst allerdings saßen wir stunden- und tagelang im Café Dobner und brüteten über einen Namen für unsere Gründung. Keiner gefiel uns. Unser Name — so sagte ich am Ende einer dieser erschöpfenden Sitzungen — müßte ausdrücken, daß wir zwar von der Literatur her kämen, aber die Nähe des Naschmarktes, der altberühmten Stätte wienerschen Volkswitzes, nicht verleugnen wollten. Ein zufällig anwesender Außenseiter schnappte das Stichwort auf — und die „Literatur am Naschmarkt“ war geboren. Ich glaube, daß wir dieser Mischung stets treu geblieben sind, daß wir „Literatur“ und „Naschmarkt“ richtig zu dosieren verstanden. Wir waren im Literarischen nie überspitzt und gaben es nie zu billig im Naschen. Wir versuchten, Aktualität und Zeitstimmung einzufangen, ohne uns dabei als vorwiegend „politisches“ Cabaret zu fühlen. Es waren die Ereignisse der Zeit, die unsere Texte schärfen und die uns gelegentlich sogar eine prophetische Rolle zuwiesen. Hiefür ein markantes Beispiel.

Wir hatten — bald nach unserem Start — in der Nationalbibliothek das Stück eines schwachen Nestroy-Epigonen namens *N. J. Kola* (1816—1892) aufgestöbert: „Der letzte Zwanzger“. Ich kürzte die Märchenposse auf Dreiviertelstundendauer und fand dazu ein sichtlich in den Nachwehen der 48er-Revolution geschriebenes Couplet mit der Kehrzeile: „Ja Freiheit, wenn ma dich auspreßt ham, ja nacha werf' ma dich weg . . .“ Die erste Strophe beließ ich im Original, die zweite wurde leicht variiert und als dritte sang *Manfred Inger* eine Zusatzstrophe, die sich darauf bezog, daß Deutschland soeben aus dem Völkerbund ausgetreten war und seine erste Volksabstimmung hinter sich gebracht hatte:

*Die Stimmen des Landes, sie werden gezählt
Mit obligatorischem „Ja“.
Fünfundneunzig Prozent haben also gewählt:
Für uns ist kein Völkerbund da.
Der Führer schwört: „Wir woll'n keinen Krieg!
Wir wollen durch Arbeit ein' friedlichen Sieg,
Und Polen und Frankreich, das sind unsre Freund!“
Der Reichstag, der hat fast vor Rührung geweint.
Doch derweil ein Herr in Essen
Hat den Weltkrieg nicht vergessen.
Neu das Heer aufzurüsten,
Das gelingt nur Pazifisten.
Neue Flugzeuggeschwader
Und in Danzig ein Kader . . .
Trotzdem unermüdet
Schrei'n mir: „Mir sein friedlich!“
Die anderen Völker hab'n uns zwar nix tan,
Doch Mäuse fängt man mit Speck.*

*Wann wir uns mit Bomben erst aus'rüst ham,
Ja nacha — werf ma sie weg,
Ja nacha — werf ma sie weg!*

Natürlich waren Aktualität und Zukunftsschau nicht allein programmbildend. *Martin Wagner* — vorher Oberspielleiter der Städtischen Bühnen in Breslau — inszenierte *Offenbach* („Nr. 66“) und *Nestroy* („Häuptling Abendwind“), in späteren Jahren brachten wir Einakter von *Schnitzler* und *Molnár* und — als erste deutschsprachige Bühne! — *Thornton Wilders* „Long Christmas Dinner“. Schon 1934 hatte sich *Hans Weigel* zu uns gesellt, und bald besaßen wir unter den Kleinkunsthöfen jener Tage das stärkste Autorenteam, das manchmal noch durch *Peter Hammerschlag* und *Jura Soyfer* verstärkt wurde; unser Conférencier *Harald Peter Gutherz* trug profilierte Chansons und Soli bei. Zwar konnten wir selbst das erfolgreichste Programm nicht länger als zwei oder höchstens drei Monate spielen, da wir des kleinen Fassungsraumes wegen mit vollen Häusern kalkulieren mußten, aber mit einem Halbdutzend Autoren ließen sich die raschen Programmwechsel bewältigen.

*

Wir erfüllten auch unser zweites Postulat, gute Schauspieler unter straffer Regie einzusetzen. Im zweiten Spieljahr folgte auf *Martin Wagner*, der als Regisseur zu Direktor Ziegel an die „Komödie“ ging, *Walter Engel* (ein Reinhardt-Schüler) als ständiger Spielleiter. Viele unserer Ensemblemitglieder traten abwechselnd bei uns und an großen Wiener Bühnen auf: *Herbert Berghof*, der heute in New York tätig ist, *Erich Pohlmann* und *Peter Ihle*, heute vielbeschäftigte Bühnen- und Filmdarsteller in London. *Hilde Krahl* und *Heidemarie Hatheyer* begannen bei uns ihre Karriere, *Liesl Kienast* und *Rudolf Steinboeck* hatten bei uns ihre ersten Wiener Engagements. Die vom Innsbrucker Landestheater gekommenen Schauspieler *Hugo Gottschlich*, *Franz Böheim* und *Adolf Müller-Reitzner* wurden dem Wiener Publikum am Naschmarkt vorgestellt, ebenso *Oskar Wegrostek*, *Carl Merz* und *Paul Lindenberg*, als Kabarettist vielleicht der beste von allen (er lebt heute als Arzt in New York). Kurzum, wir Autoren konnten nicht klagen, daß unsere Beiträge etwa nicht zur vollen Wirkung kämen. Es war eine helle Freude, in 22 Programmen mitzuerleben, wie da eine völlige Einheit aus Geschriebenem und Gestaltetem entstand.

Da gab es die spielerisch skizzierte Kleinrevue „Wenn Österreich den Krieg gewonnen hätte“ (Weys) oder Metzls „Pimperltheater“, da gab es eine komische Oper in Taschenformat oder ein von Metzl umgeschriebenes Alt-Wiener Gruselstück „Das Gespenst auf der Bastei“. Weigel brachte den „Tag der Musikpflege“, die Parodie des Films „Episode“ und die Szene „Marie oder Der Traum ein Film“ mit dem superpatriotischen Walzer-

*Anderswo macht uns das Leben Freude,
Aber mich gfreut's nur in Wien;
Anderswo gib't's noch viel schönere Gebäude,
Aber mich gfreut's nur in Wien.
Mancher läßt sich am Rhein begraben,
Am Don, an der Seine, im Tessin.
Ich will mein Grab nur am Donaustand haben,
Es stirbt sich am besten in Wien.
Wien bleibt Wien,
Kein Kenner die Tatsache leugnen mag,
Wien bleibt Wien,
Was immer sich sonstwo ereignen mag,
Wien bleibt Wien,
So mächtig, so fesselnd, so echt,
Wien bleibt Wien,
Und das geschieht ihm ganz recht.*

Jura Soyfer schrieb unter dem Titel „*Der Lechner Edi schaut ins Paradies*“ eine Szenenfolge, in der die Gegenwarts-Misere bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgt wurde, von mir selbst stammte das „*Pratermärchen*“ und ein Jahr später die Utopie „*Öl in Zistersdorf oder Das Schlaraffenland*“; in einer Reminiszenz „1913“ versuchte ich die Stimmung des letzten Friedensjahres vor dem Weltkrieg 1914–1918 heraufzubeschwören. Gaskrieg-Chansons und ähnliches vermieden wir grundsätzlich. Sie waren auf jeder Kleinkunsthöhne zu hören und hatten auf keiner etwas zu suchen.

Mit der Vaterländischen Zensur gab es nur geringe Schwierigkeiten. Wir behandelten unsern Zensor, einen ungemein sympathischen Polizeirat, mit liebevoller Sorgfalt und achteten darauf, ihn nur zu menschenleeren Generalproben einzuladen, bei denen über keine Pointe gelacht wurde. So entwickelte er sich allmählich vom Amtsorgan zum Freund und Berater. Ein einziges Stück, in dem allerdings Göring und Goebbels persönlich auftraten, verbot er. Und vielleicht hat er das sogar aus Wohlwollen getan, weil unsere heimischen Nazi uns sonst das Haus zusammengeschlagen hätten. Im übrigen war die Schuschnigg-Zensur weit mehr darauf bedacht, das „Dritte Reich“ vor Kränkungen zu bewahren als die eigenen Belange. In diesem Punkt argumentierte unser Polizeirat viel gemüthlicher. „Schauen S', Herr Doktor, Sie sind doch sonst so ein einsichtsvoller Mensch“, hielt er mir einmal entgegen (ich zitiere wörtlich). „Sie müssen doch begreifen — das bisserl Autorität, das wir heutzutage haben, können wir uns nicht auch noch untergraben lassen!“ Ich zweifle, ob es ein zweites Land gibt, in dem ein autoritäres Regime so argumentieren würde.

*

Das sonderbare Klima, das uns umgab, wurde ja auch nicht so sehr durch die Autorität im eigenen Land bestimmt wie durch die tödlich drohende Gefahr von außen, aus nächster Nachbar-

schaft. Merkwürdigerweise fürchtete keiner die schon sehr deutlich sich abzeichnende Zukunft. Wir malten weiter an unseren „*Zeitporträts*“ und freuten uns eines andern Phänomens, das in dieser Atmosphäre gedieh: der echten Künstlerkameradschaft. Wir waren wirklich ein *Team*, und selbst heute noch, wenn zwei Ehemalige vom „*Naschmarkt*“ einander begegnen, fühlen sie sich über die Jahre der erzwungenen Trennung hinweg als Gefährten. Unsere „*arische*“ Abteilung hat später in den Hitlerjahren das „*Wiener Werkel*“ begründet, das um den abgespaltenen Teil weniger „*intellektuell*“ war, aber die Technik des „*Zublinzeln*“ und der halben, nicht zu Ende gesprochenen Sätze sehr wirksam zu handhaben wußte. Dank einer glücklichen Konstellation hielt sich das „*Werkel*“ bis zur totalen Theatersperre 1944: der als Direktor fungierende Adolf Müller-Reitzner schwärmte himmelblau für das Dritte Reich, trug das Parteiabzeichen im Knopfloch — und deckte damit seine Autoren, die durchwegs Gegner des Regimes waren; aber das gehört bereits in ein anderes Kapitel.

Die „*Literatur am Naschmarkt*“ hat sich bemüht, Brettl und Bühne zu verschmelzen. Autoren und Darsteller des heutigen Qualtinger-Teams haben es leichter, weil keine Zensur sie stört — und haben es eben deshalb auch schwerer, weil die „*Ventil-Funktion*“ bei ihnen wegfällt. Sie können und dürfen alles sagen — aber das kann und darf heute auch jeder Leitartikel. Wenn es den „*Brettl*“- „*Blattl*“- und „*Glasl*“-Programmen trotzdem gelungen ist, ein Cabaret von sehr eigenem und sehr wienerischem Gesicht zu schaffen, dann sicherlich auch deshalb, weil scharfer, zeitkritischer Witz und griffiger, von Musikantentum gestützter Humor hier wieder eine glückliche Mischung eingegangen sind — die Mischung von „*Literatur*“ und „*Naschmarkt*“.

Die letzte Szene unseres letzten Programms, das in der Nacht des 12. März 1938, als Hitlers Truppen in Österreich einmarschierten, zum letztenmal gespielt wurde, hatte den Titel: „*Der Wiener geht unter*“. Es war, glücklicherweise, ein Irrtum.

Neue Bücher über das Theater

f. t. Aus der großen Anzahl von Neuerscheinungen, die sich mit dem Theater beschäftigen, seien die folgenden der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen:

- Hans Weigel: *Masken, Mimen und Mimosen* (Henry Goverts Verlag, Stuttgart). Wiens streitbarster Theaterkritiker bezeichnet sein Buch im Untertitel als „*Liebeserklärung eines Zivilisten an die Welt hinter den Kulissen der Kulissen*“, wünscht also sichtlich vom Streiten auszuruhen. Die Befürchtung, daß solches Ruhebedürfnis zu temperamentlosen oder sonstwie „*objektiven*“ Ergebnissen führen könnte, ist unbegründet. Weigel bleibt sich treu, bleibt der witzige, scharfsichtige, eigenwillige Beobachter und Beurteiler, als den man ihn kennt und zur Kenntnis nehmen muß, auch wo man nicht mit ihm übereinstimmt. Er versteht etwas vom Theater, und er kann schreiben. Schon die Koppelung dieser beiden Qualitäten macht sein Buch im höchsten Grade lesenswert.

Else Eckersberg: *Diese volle Zeit* (Heinrich Scheffler Verlag, Frankfurt). Die Schauspielerin Else Eckersberg braucht vom Theater nichts zu verstehen, denn sie hat ihr Lebtage dazugehört, und zwar zu einer seiner glanzvollsten Epochen: den Berliner Zwanzigerjahren. Auch schreiben kann sie nicht, aber dafür kann sie erzählen. Die unbekümmerte, warmherzige Direktheit, mit der sie das tut, läßt ein reizvolles Stück Theater- und Kulturgeschichte entstehen, in dem neben Else Wagner auch Max Reinhardt (dem das Buch gewidmet ist), Hofmannsthal und Wien mit tragenden Rollen bedacht sind.

Norbert Furst: *Grillparzer auf der Bühne* (Manutiuspresse, Wien und München). Emsig und kenntnisreich zusammengetragenes Material, das sich bescheiden „*fragmentarisch*“ nennt und auf ebenso originelle wie übersichtliche Art den Weg absteckt, den das Oeuvre des größten österreichischen Dramatikers von seinen

Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart zurückgelegt hat. In historischen Rückblicken und Auszügen aus den jeweils zeitgenössischen Kritiken, in Analysen und Interpretationen, die von reichem Quellen- und Photomaterial gestützt sind, wird das „*Bühnenschicksal*“ jedes einzelnen Werks umrissen. Eine wertvolle Bereicherung der Grillparzer-Literatur.

„*Harlekin*“, *Bilderbuch der Spaßmacher* (Basilius-Presse, Basel). Herausgegeben von Willy Jäggi, Bildtexte und Nachwort von Siegfried Melchinger. 72 großformatige Bildtafeln von Typen wie Pantalone und Papageno, Hanswurst und Eulenspiegel, Hofnarr und Schwejk, von Typenvertretern wie Grock und Pallenberg, Chaplin und Danny Kaye, Karl Valentin und Marcel Marceau, eine betörende Vielfalt, durch Melchingers kluge Begleitworte auf den gemeinsamen Nenner des ewig Komödiantischen gebracht, prächtig ausgestattet, vergnüglich anzusehen und mit Gewinn zu lesen. Daß solche Bücher erscheinen können, ist ein kräftiger Beweis für die unsterbliche Magie des Theaters.

HEINZ POLITZER

Das Paradoxe in der Parabel

UNTERSUCHT AM BEISPIEL VON LESSINGS RING-ERZÄHLUNG

Alle diese Gleichnisse wollen eigentlich nur sagen, daß das Unfaßbare unfaßbar ist, und das haben wir gewußt“, notiert Franz Kafka, nicht ohne Seitenblick auf die Geschichten, die er selbst erzählt. Die Literatur unseres Jahrhunderts ist voll von Gleichnissen, die von der eingeborenen Ohnmacht des dichterischen, des menschlichen Wortes künden. Geheime Tiefen der Existenz, Mächte, die außer und über ihr walten, werden vorausgesetzt, aber nicht ergründet. Das Gleichnis führt zu ihnen wie eine Brücke, deren Ende im Unendlichen verschwimmt.

Die Pest, die Albert Camus zugleich als ein Elementarereignis, als ein historisches und als ein unerklärt persönliches Symbol schildert, gehört ebenso in diesen Zusammenhang wie die beiden Vagabunden Samuel Becketts, die auf Godot warten und uns zwei Akte lang in Atem halten durch ihre Unfähigkeit, das Erwartete in Erscheinung treten zu lassen. Je zynischer sich die modernen Parabeln gebärden, desto deutlicher machen sie, daß ihre Wüstheit einem Versagen entspringt, nämlich der Unfähigkeit auszusagen, was in ihnen nach der Gestalt des Wortes verlangt. Hierin sind sie für das Schicksal der Literatur seit der Jahrhundertwende vorbildlich. Die Bedeutung, die Kafka gewonnen hat, besteht nicht zuletzt darin, daß er als einer der ersten und radikalsten mittels der Parabel die Unsagbarkeit des Unsagbaren aussprach und sie solcherart in einer negativen Epiphanie veranschaulichte.

In der Erzählung „Eine kaiserliche Botschaft“ schildert Kafka, wie das Vermächtnis des sterbenden Kaisers auf dem Weg zu seinen Untertanen verloren geht: Der Bote ist unterwegs, und zwar, wie die Gegenwartsform der Geschichte versichert, immer noch. Aber die Hauptstadt, das Diesseits, hat sich zwischen Wort und Empfänger geschoben. „Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten.“ Der Kaiser ist gestorben; der Bote stockt; die Sendung bleibt unverrichtet. „Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.“ Es ist eine Parabel vom Schicksal der Parabel in glaubensarmer Zeit.

Hier ist das Gleichnis nicht mehr die Mitteilung einer transzendenten Wahrheit, sondern ein subjektiver Wunsch- oder Angsttraum, der ebenso viele Deutungen erlaubt wie er Deuter findet. Aus dem Lehrer, der die Parabel erzählt, wird der Träumer am Fenster einer abendlichen Welt, in einer Stadt, wo der Kaiser gestorben ist. Es fällt schwer, bei diesem Kaiser nicht an Nietzsches Wort zu denken, daß Gott tot sei. Solange der Glaubenszusammenhang für die westliche Welt intakt war, solange ihr „Kaiser“ lebte, besaß das Symbol Realität und das Wort sakramentalen Charakter. Die klassische Parabel, das hebräische *Maschal*, wie es Jesus in den Evangelien pflegt, kennt den Bruch zwischen dem transzendenten Sinn und dem gegenständlichen Bild des Gleichnisses nicht. Die klassische

Parabel beruht darauf, daß sie einen solchen Bruch nicht anerkennt. Die konkrete Wirklichkeit, die den Bildstoff des Gleichnisses liefert, wird als der Beweisfall ewiger Wahrheiten angenommen, die sich in ihr reflektieren. Wenn der Vater dem verlorenen Sohn sein bestes Kleid bringen und ein gemästetes Kalb schlachten läßt, so stehen die alltäglichen Bilder des Kleides und des Kalbes in ihrer Gegenständlichkeit für das Prinzip der Verzeihung auch im Transzendenten. Zwischen dem irdischen Vater und jenem im Himmel herrscht kein Unterschied. Das Gleichnis geht auf wie eine mathematische Gleichung. Die Maxime „Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden“ wird als Besiegelung eines Sachverhaltes hinzugesetzt, der sowohl im Diesseits wie im Jenseits spielt oder genauer gesagt: im Diesseits für das Jenseits. Aber die klassische Parabel bliebe auch dann eindeutig, wenn ihre Lehre nicht ausdrücklich in eine „Botschaft“ gefaßt wäre. Da sie in einem Glaubenszusammenhang erzählt wird, der durch die Person des Lehrers oder Erzählers verbürgt ist, vermag sie mittels ihrer Bilderwelt das Unsagbare auszusagen.

Die Vieldeutigkeit oder Undeutbarkeit der modernen Parabel beruht darauf, daß der Erzähler sich bemüht, an die Stelle einer akzeptierten Heilswahrheit eine im Individuellen begründete Vision oder Einsicht zu setzen. In Deutschland liegen die Wurzeln der modernen Parabel in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, als die symbolkräftige Welt des Barocks zerbrochen war und die Vernunft des „Weltweisen“, ein wenig ungenau und fröstelnd noch, versuchen mußte, unter den Trümmern eine unsakramentale, auf den Menschen allein gestellte Welt einzurichten. Die Parabel von den drei Ringen, die Lessings Nathan dem Sultan Saladin erzählt, hat mit dem Lehrgleichnis der Bibel noch gemein, daß sie wie dieses nach den letzten Dingen zielt und sie in irdische Bilder zu fassen trachtet. Aber sie kam von einem Manne, der kurz nach ihrer Entstehung (1780) von sich sagte: „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen.“

Lessing hatte durch seine Äußerung im Spinoza-Streit klargemacht, daß er unter „Orthodoxie“ nicht nur die Engstirnigkeit des Hauptpastors Goeze, sondern das Bekenntnis zu einer geoffenbarten Religion überhaupt versteht. So vermag auch seine Ringparabel nicht mehr durch die Verkündung einer Heilswahrheit zu überzeugen, gegen deren Anspruch auf Unteilbarkeit sie sich ja richtet. Sie ist ein Kunstgebilde, ein dramatisches Gedicht wie das Drama, dessen Mitte sie bildet. Sie ist nicht eindeutig, sondern fragwürdig im wahren Sinne des Wortes. Sie ist des Fragens würdig. Sie ist bereits eine moderne Parabel: Sie rührt an Unsagbares und bescheidet sich damit, es in seiner Unsagbarkeit beruhen zu lassen.

Wie „Nathan der Weise“ selbst handelt auch die Ringparabel von der Vereinbarkeit der drei monotheistischen Weltreligionen mit der Existenz des einen Gottes, der sie stiftete. Ihr Gleichnismaterial ist die Fabel von den drei Ringen, die Lessing der dritten Geschichte vom ersten Tag in Boccaccios „Decamerone“ nachgebildet hat. Ihr Tenor ist apologetisch und ihre Moral die Toleranz unter den drei Konfessionen. Während aber Boccaccio die Fabel als ein zweifelhaftes Wagnis empfindet und sie durch die Erzählerin Neifile als gefährlich (*dubbioso*) charakterisiert, verkündet Lessing seine Humanitätslehre als eine Art säkularisierter Heilswahrheit. „Ich muß versuchen“, schreibt er am 6. September 1778 an Elise Reimarus, „ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen.“ Der Paradoxie, die in dem Wort von der säkularisierten Heilswahrheit beschlossen liegt, entspricht die Paradoxie zwischen Bühne und Kanzel. Indem Lessing die Bühne zur Kanzel macht, verleiht er dem Gedicht die Form und den Gültigkeitsanspruch einer echten Parabel. Aber die Symbole, mit denen er arbeitet, können und dürfen nicht sakramental sein.

Lessing ist sich der Schwierigkeit seines Unterfangens bewußt gewesen. Im zweiten Auftritt des dritten Aufzuges deutet er dies in einem hübschen Gleichnis an. Da fragt Recha ihren Tempelherrn, wo er gewesen sei. Der christliche Ritter muß scharf nachdenken, ehe er sich des Namens Sinai entsinnen kann. Ob's wahr sei, will das Mädchen wissen. Vorschnell wie immer fällt ihr der Ritter ins Wort: Sie wolle wohl wissen, ob der Ort noch zu sehen, an dem Gott dem Moses erschienen sei, das heißt, ob sich von jener Urstiftung, dem Dekalog, noch ein greifbarer Beweis erhalten habe. „Nein“, sagt Recha, das Kind von Nathans Geist, „denn wo er stand, stand er vor Gott“. Die immanente Göttlichkeit des Menschen bedürfe keines Denkmals, das sie handgreiflich bezeuge. Was sie von ihm erfahren wolle, sei, ob's wahr,

*Daß es bei weitem nicht so mühsam sei,
Auf diesen Berg hinaufzusteigen als
Herab?*

In diesem spielerischen Paradoxon hat Lessing die Aufgabe belächelt, die er sich selbst gesetzt hatte: die ihm evidente Gewißheit eines unpersönlichen Gottes der Menge mitzuteilen, die da im Theater vor ihm saß und unter der er auch seine Gegner von der Orthodoxie als anwesend annehmen mußte. Ein wenig mag er sich dabei als ein Nachfahre Mosis gefühlt haben, dem der Abstieg zu der Tiefe seines eigenen Volkes auch nicht eben leicht fiel. Ihm selbst war die Ersteigung des Sinai nicht schwer geworden. Die Gesetzestafeln des Alten Bundes waren ja als moralische Verhaltensweisen in das Gewissen der aufgeklärten Menschen eingesenkt. Nicht um die Erscheinung Gottes geht es in diesem Stück, sondern um die Verbreitung der Lehre von einem menschlicheren Gott im Flachland der Götzendienerei und des Aberglaubens. In wohltemperierter Gelassenheit ist hier schon der Stolz und die Tragik von Nietzsches „Zarathustra“ vorweggenommen. Aber wie bei Nietzsche lag auch bei Lessing die Hauptschwierigkeit des Unternehmens nicht darin, die Gegner zu überzeugen oder den Aufgeklärten und Aufzuklärenden seiner Zeit ins Gewissen zu reden, sondern darin, eine durchaus persönliche Glaubensgewißheit mit den kritischen Mitteln eines modernen Künstlers mitteilbar zu machen.

Die dramatische Fassung, die Lessing der Ringparabel gibt, zwingt ihn zu verdoppelter Überredungskunst. Zunächst muß Nathan den Sultan überzeugen, der ihm nach Beutel, Freiheit oder Leben will, dann aber muß er die vor ihm sitzenden Zuhörer eines Besseren belehren. Ihm ist nicht die Muße eines epischen Erzählers belassen, dessen Leser zu dem Kern des Erzählten zurückschlagen können, wann immer es ihnen beliebt. Alle Einwände müssen hier und jetzt erledigt werden. Die dramatische Bühne kennt weder Aufschub noch Gnade; was der Augenblick nicht klärt, schwelt trüb im Unbewußten der Zuschauer fort. Straffung und Verknappung sind am Platz. So kommt es, daß bei Boccaccio die drei Söhne wohlgeraten, tugendhaft und sehr gehorsam sind (*belli e virtuosi, e molto al padre loro obbedienti*), bei Lessing aber nichts als gehorsam. Während Boccaccios *bellezza e virtù* das Renaissance-Ideal der griechischen Kalokagathie darstellt und sich der Gehorsam der Söhne gleichsam als ein Nebenprodukt aus ihrer Wohlgeratenheit ergibt, hat sich bei Lessing dieser Gehorsam selbständig gemacht. Hier aber regt sich ein erster Widerspruch. Es war die Eigenschaft des Steins gewesen,

*vor Gott
und Menschen angenehm zu machen, wer
in dieser Zuversicht ihn trug.*

„Gehorsam“ ist nicht das gleiche wie „angenehm“. Hätte Lessing nicht von dem rechtmäßigen Träger des Ringes besser gefordert, daß er dem Vater wohlgefällig als daß er ihm willfährig sei? In der Art, in der Nathan sich während des ganzen Dramas gibt, liegt mehr aktives, teilnehmendes Menschentum beschlossen, als das Wort „gehorsam“ zu fassen vermag. Nathans Sympathie zu dem ungelenk aufrührerischen Tempelherrn ließe sich nicht erklären, wenn er Gehorsam und nicht eine den ganzen Menschen umfassende Echtheit der Existenz als Voraussetzung menschlicher Harmonie erwartete. Mit dem Wort „gehorsam“ stiehlt sich in die menschlich freie Verfassung Nathans ein krampfhafter, zwanghafter Unterton. Furcht vor dem Vater überschattet hier die Ehrfurcht, die Nathan vor dem höchsten Wesen empfindet. Mit diesem Wort versucht weniger Nathan den Sultan Saladin zu überzeugen, als Lessing die Orthodoxen im Parkett seines Theaters.

Damit tritt auch die Paradoxie schärfer ans Licht, die dem Lösungsversuch des Vaters zugrunde liegt. Bei Boccaccio läßt der Vater zu dem einen zwei weitere Ringe anfertigen, ähnlich zwar, aber doch so, daß er selbst gerade noch weiß, welcher der wahre sei (*appena conosceva qual si fosse il vero*). Er täuscht die Söhne, sich selbst aber täuscht er nicht, so gerne er's auch täte. Bei Lessing aber

*Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden.*

Dies ist ein menschlich liebenswerter Zug, sozusagen die ins Extrem getriebene „fromme Schwachheit“ des Vaters. Aber das Detail vermindert die Folgerichtigkeit der Parabel sowohl im Bild wie im Gedanken. Boccaccio hat von Ringen gesprochen, und es sollte nicht schwer fallen, einen Ring so zu kopieren, daß er „kaum“ mehr erkenntlich sei. Lessings Ring aber „ist“ ein Opal, dessen Farbenspiel den Vater davor bewahren sollte, ihn so ganz und gar zu verwechseln. Boccaccios leichter zu erfüllender Auftrag täuscht zwar die Söhne, nicht aber den noch immer im Besitz der Wahrheit, d. h. der Kenntnis des echten Ringes,

befindlichen Vater. Bei Lessing aber verliert der Vater selbst diese Kenntnis, ein Verlust, der um so schwerer wiegt, als auf dem Ring vom Beginn der Parabel her noch ein Abschein des göttlichen Ursprungs liegt. Lessings Vater ist *noch* ein Nachkomme jener Generationsreihe, die, der Satzung folgsam, den einen Ring von Sohn zu Sohn vererbt hat, und *schon* der Vorfahr aller jener Geschlechter, deren Glauben sich lediglich auf Geschichte gründet. Das Geheimnis, das über dem Stein gewaltet hatte, löst sich in nichts auf. An seine Stelle tritt, allzu offenbar, unsere Einsicht in die Seele des Vaters. Er wird in seiner menschlichen Unentschlossenheit gezeigt, bevor er handelt und den einen Ring in drei umfälscht, und in seiner menschlichen Blindheit, nachdem ihm diese Fälschung so gut gelungen ist, daß er ihr selbst zum Opfer fällt. Lessings Parabel bietet nicht mehr eine einfache Lehre, sondern ein Paradoxon.

Wo immer in der modernen Parabel die Aussage über eine transzendente Wahrheit — also über etwas im Grunde Unsagbares — mit einem psychologisch erfaßten Deutungsversuch zusammenstößt, stellt sich ein Paradoxon ein: in den Parabeln, die die Kierkegaard über die Opferung Isaaks geschrieben hat („*Furcht und Zittern*“); bei Kafkas Vater Bendemann, der auf seinem Bett dahinsiecht und dennoch über seinen Sohn ein Urteil letzter Instanz verhängen kann: „Ein unschuldiger Mensch warst du ja eigentlich, aber noch eigentlicher bist du ein teuflischer Mensch“ („*Das Urteil*“); bei T. S. Eliots Sir Henry Harcourt-Reilly, der, Psychiater und Priester zugleich, Seelen zu heilen und Seelenheil zu spenden, bürgerliche Probleme im Sinn der Komödie zu lösen, die tragische Figur der Celia aber ihrer Erlösung zuzuführen vermag. („*The Cocktail Party*.“)

Modern ist an Lessings Ringparabel auch der Kommentator, der in dem Augenblick einsetzt, in dem der Vater gestorben, der eine Ring in drei Hände geraten und die Täuschung offenbar geworden ist:

Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst.

Es liegt im Wesen solcher Kommentare, daß sie das Paradoxon, indem sie es zu deuten versuchen, gerade in seiner Widersprüchlichkeit und Fragwürdigkeit freilegen. So wird etwa im Dom-Kapitel von Kafkas „*Prozeß*“ die Grundparabel „Vor dem Gesetz“ hin- und hergewendet und mit größter Spitzfindigkeit paraphrasiert. Das Rätsel aber, das in ihr verborgen liegt, wird auch im Kommentar nicht verraten. Ähnlich ergeht es auch den drei Ringen in Lessings Parabel. Der rechte Ring ist nach des Vaters Tod nicht mehr erweislich.

*Fast so unerweislich als
Uns jetzt der rechte Glaube.*

Dies wäre in der biblischen Parabel der Locus classicus, an dem die Schlußfolgerung als Maxime ausgesprochen und dem Hörer auf die Seele gebunden wird. Aber Nathan ist so bescheiden, wie er weise ist, und seine Weisheit besteht nicht zuletzt in der Vermeidung einer religiös eindeutigen Botschaft. Nicht die Antwort auf Saladins ursprüngliche Frage habe er geben wollen, sondern bloß die Entschuldigung für das Ausbleiben einer solchen Antwort. Dies ist zweideutig und, wie der Sultan sogleich er-

kennt, ein „Spiel“. Es ist aber auch ein Eingeständnis: ein Bekenntnis zur Unsagbarkeit des Unsagbaren.

Vor der Gefahr, aus seinem Drama ein reines „Denkspiel“ zu machen, hat sich Lessing durch das Ende der Ringerzählung bewahrt. Für den Richter ist der Prozeß, der mit der Stiftung des einen Ringes begonnen, immer noch anhängig (wie er es, nebenbei, auch für den Juden des Boccaccio war). Und für Lessing geht der Streit, der Wettstreit der Brüder, nicht nur weiter, er ist auch schlichtbar. Die Erziehung des Menschengeschlechts zu der ihm eingeborenen Würde ist nur die drängendste Aufgabe, nicht aber das letzte Ziel:

*und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen.*

Dem Unbestimmten offen, wie die Parabel begann, endet sie auch. In der Erzählung selbst ist eine rückläufige Bewegung eingetreten, die sie abrundet, wenn auch erst im Unendlichen. In der unendlichen Rundung nähert sie sich wieder der ursprünglichen Form der Parabel; denn nun schließt das, was in ihr gesagt worden ist, auch das Unsagbare ein. Die „tausend tausend Jahre“ des Richters entsprechen als prophetische Vision dem mystischen Dunkel der „grauen Jahre“, aus denen sich am Beginn die geheimnisvolle Hand erhoben hatte, die den Ring stiftete. Und wie die Gestalt der Väter am Anfang der Erzählung „zwischen Ahn und Enkel“ undeutlich verschwimmt, so löst sich am Ende die Identität des Richters in zukünftige Zeitenferne auf. Zwar ist er es noch, der die Kindes-Kindeskinder der drei Söhne vor seinen Thron lädt, aber nicht er wird es sein, der den letzten Spruch spricht. Aus einer Tiefe, die jenseits aller Vernunft liegt, dämmert hier noch einmal das Bild des Weltenrichters herauf: *judex ergo cum sedebit*.

Die Wucht der Parabel wird nun unmittelbar auf der Bühne wirksam, und zwar an Saladin. Bevor Nathan begann, hatte er, in halbem Spott, mit seinem Titel „Verbesserer der Welt und des Gesetzes“ gespielt. Der Erzählung selbst war er zuerst mit der Neugier, dann mit der Freude des Orientalen an allem Erzählten gefolgt, zuletzt mit dem Interesse des Schachspielers an Nathans meisterhaften Zügen und Winkelzügen. Jetzt aber, am Ende, bricht seine Erschütterung durch und macht sich Luft in der Nennung jenes Namens, den Nathan während seiner Erzählung aufs peinlichste vermieden hat: Gott.

Der Gott, vor dem sich Saladin hier als Nichts, als Staub fühlt, ist freilich weder der menschlich vernünftige Gott Nathans noch der unmenschlich eifervolle des Patriarchen. Nicht einmal jener eine Gott ist es, von dem der Sultan selbst bekannt hat, er brauche ihn wie ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd. Was ihn hier überwältigt, ist die Begegnung mit dem Unsagbaren, das Nathan auf Umwegen und sozusagen im letzten Augenblick doch noch sagbar gemacht hat. „*Introite, nam et heic Dii sunt*“, hat Lessing als Motto über sein Gedicht gesetzt. Es sind jene Götter, die sich in der Parabel des zwanzigsten Jahrhunderts aufs gründlichste verhüllen werden.

Literatur im Kreuzverhör

Viele Bücher über Bücher werden außerhalb der Kräftekonstellation, in die sie gehören, nichtig. Sie sind der Abhub dessen, wovon sie zehren, und gehen mit dem Original, das keines war, wieder unter. Hier ist Mißtrauen geboten. Es droht die Täuschung, daß der, welcher über die Mittelmäßigkeit wissenschaftlich Bescheid weiß, deshalb schon besser sei als diese. Andererseits gelten erkenntnistheoretische Einwände — und um solche handelt es sich, sobald die Literaturwissenschaft an ihrem eigenen Anspruch gemessen wird — lediglich unter der Bedingung, daß überhaupt „erkannt“ werden soll. Nur dann ist es uns gestattet, Kritik an Schriften zu üben, in denen von Kritik zwar keine Rede, wohl aber die Chance dazu impliziert war — eben an philologischen. Literaturwissenschaftliche Erkenntnis und literarisches Urteil, worin immer sie sich sonst unterscheiden mögen, teilen den Notstand ihrer Ausgangspunkte: beider Gegenstand ist nicht die Literatur an sich, vielmehr eine der menschlichen Fragestellung ausgelieferte Literatur. Sowohl das vollkommene Urteil wie die perfekte Erkenntnis sind gleichsam eschatologische Möglichkeiten ein und derselben Ambition: der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, ohne dabei das eigene Gesicht zu verlieren. Die behutsam vermiedene Subjektivität — Merkmal zahlreicher neuer germanistischer Studien — ist der Gunstbeweis, welchen die Wissenschaft dem vorher von ihr erstickten Dichterwort darbringt, in der irrigen Annahme, etwas, das die gleiche Funktion erfüllt, müsse notwendig die gleiche Sache sein. Dieser Irrtum, entstanden aus dem Kinderglauben, der Umgang mit Kunst ließe sich schmerzlos erledigen, ist methodologischer Abkunft. Aber die Methode darf vom Gehalt nicht getrennt werden. Sie ist eine moralische Kategorie.

Es fällt schwer, unter solchen Auspizien einige Arbeiten ausfindig zu machen, die der Forderung entsprechen, weder den Stoff an das Verfahren noch das Verfahren an den Stoff verraten zu haben. Zweifellos wird man die neuen Essays von *Th. W. Adorno* nennen müssen. Adorno, Vertreter einer an Hegel und Benjamin geschulten dialektischen Kulturkritik, interpretiert in neun Untersuchungen den gesellschaftlichen Prozeß, an dem die Literatur teilnimmt, indem sie ihn verwirft oder über sich hinaustreibt. Der Spielraum seiner Interessen ist weitläufig; er umfaßt die Form des Essays, die epische Naivität und den Surrealismus ebenso wie die Poesie Heines, die Gedichte Eichendorffs und das artistische Pathos Valérys. Der enzyklopädische Atem der Aufklärung ist heute einzig noch in der Idee der Gesellschaft gegenwärtig, die den Widerspruch zwischen Subjekt und Objekt zugleich behauptet und aufhebt. Adornos Arbeiten sind Muster solcher Aufklärung.

„Der Künstler, der das Kunstwerk trägt, ist nicht der je Einzelne, der es hervorbringt, sondern durch seine Arbeit, durch seine passive Aktivität wird er zum Statthalter des gesellschaftlichen Gesamtsubjekts ... In solcher Stellvertretung des gesamtgesellschaftlichen Subjekts aber ... ist zugleich ein Zustand mitgedacht, der das Schicksal der blinden Vereinzelung tilgt, in dem endlich das Gesamtsubjekt gesellschaftlich sich verwirklicht. Die Kunst, die in der Konsequenz von Valérys Konzeption zu sich selbst

kommt, würde Kunst selber übersteigen und sich erfüllen im richtigen Leben der Menschen.“

Hier (mit Bezug auf Valéry) gibt Adorno nicht nur die Stoßrichtung seiner Theorie preis, sondern erst recht die Schranken, die ihr gelegt sind. An die Stelle der lädierten Kunstmetaphysik des 19. Jahrhunderts soll die Utopie von der gesellschaftlichen Verwirklichung des Schönen treten. In beiden Fällen wird der Literatur empfohlen, dem „richtigen Leben“ zum Einzug zu verhelfen. Aber ein Kunstwerk verwandelt die wirkliche Welt, indem es sie auf seine eigenen Formen zurückführt; es kennt keine Modelle, sondern allenfalls Vorwände, um sich selbst zu etablieren. Adornos Bild von der Literatur ist gescheit, ja sogar anwendbar, aber es läßt uns im Stich, wenn im Angesicht der einzelnen Werke die Vision des allgemeinen Glücks zerreißt und wir gezwungen sind zu fragen: Was ist Literatur? Woran erkennt man sie? Gibt es Kriterien für die immanente Beurteilung dessen, was in einem Gedicht gelungen oder mißglückt ist? Ist die Geschichte der Dichtung etwas anderes als die Geschichte unseres Begriffs vom Dichterischen? Der betont soziologische Aspekt wird unergiebig, wo er sich den ästhetischen unterwirft: vor dem Phänomen der Qualität. Adornos Theorie — konsequent gerade darin, nämlich im Dialektischen — postuliert ihre eigene Überschreitung.

Eine ähnliche Absicht wie Adorno, obschon unter völlig veränderten Vorzeichen, verfolgt der Basler Germanist *Walter Muschg* in seinem (nunmehr erweitert vorliegenden) Essay-Band *„Die Zerstörung der deutschen Literatur“*. Bereits im Titel macht das kulturpolemische Bewußtsein sich geltend, vermittels dessen der Autor den philologischen Horizont seiner Untersuchungen in den politischen übergehen läßt. Der Begriffsaffekt, der Muschgs Essays begünstigt, ist der kritische und erst in zweiter Linie der literaturhistorische. Dichtungsgeschichte, mit allem, was sie an Versuchungen, Verleumdungen und Eroberungen aufzuweisen hat, tritt hier ins Planquadrat der Rekapitulation der Wahrheit aus dem Sonderfall — und für ihn — ein. So entstand die geharnischte Streitschrift, als welche des eigenwilligen Baslers Werk allerorten behandelt wurde.

Man verübelt indessen nichts so sehr wie Klarheit, wenn sie, einmal geübt statt bloß gefordert, Illusionen zerstört und Unruhe stiftet. Eben dies erscheint als Symptom des Zustandes, welcher zur Debatte steht. Muschg ist nie müde geworden, darauf hinzuweisen, wie unabdingbar literaturwissenschaftliche Tätigkeit mit der Anstrengung des Urteils verkoppelt bleibt, mit dem Engagement aus der Sache, nicht für die Doktrin. In solchem Vorhaben bekundet sich ein Gefühl für die eigene, geschichtlich verankerte Notlage, ihre Verheißungen und ihre Schwären. Stil ist Berichtigung der Kontinuität, und die Erkenntnisse von Stil desgleichen. Was Ernst Robert Curtius einst wünschte: daß nämlich Literaturhistorie und Literaturkritik „in einem Hause wohnen“ müßten, will sich bei Muschg erfüllen, kraft der Einheit von interpretativer und normativer Begriffswürde, von philologischer Nüchternheit und kritischer Inspiration:

„Schönheit allein ist nichts mehr, es kommt darauf an, wer sie schafft und warum er sie erzeugt. Sie liegt heute auf der Straße, Tausende schaffen sie, Tausende mißbrauchen sie. Sie ist uns fad geworden . . . Wir haben erfahren: die Kunst steht diesseits von Gut und Böse, sie kann auch ein Laster sein, Verbrecher können sich ihrer bedienen. Wer das nicht weiß, ist von gestern. Die Maßstäbe haben sich grausam verschoben. Die Zukunft der Kunst hängt nicht von einer an sich sinnlosen Schönheit ab, wie die Zukunft der Völker nicht von ihrem Vorrat an Wasserstoffbomben, sondern von ihrem Vorrat an moralischen Energien abhängt.“

Provokation? Inobjektivität? Das Objektive, Muschg hat es bewiesen, ist nicht einfach da. Man muß es erst herauspräparieren. Es ist ein Leistungsergebnis desjenigen, der den Mut zur Auswahl besitzt. Die Essays von Walter Muschg legen davon Zeugnis ab, obschon nicht immer ohne Zwangsregelungen. Insgesamt aber bahnt seine oft bitterböse Verfahrensweise ein neues Selbstverständnis der modernen Germanistik an. Wohin das führt? Nun, mindestens zu einer formulierten Verantwortung der Vernunft für ihre Gegenstände.

Ein hohes Exempel solcher Haltung statuierte auch Theodor Haecker, einer der wenigen wortmächtigen Essayisten, über die unsere Literatur verfügt. Von ihm legt jetzt der Kösel-Verlag einen Auswahlband vor, der neben den Arbeiten über Kierkegaard noch die Traktate „Christentum und Kultur“, „Geist und Leben“ und einige typische Dokumente Haeckerscher Satire enthält.

Haeckers Werk, vielfältig allein an der Oberfläche, im Grunde jedoch Ausdruck einer souveränen Einheitslust, die jedes Komma aus der Idee der Katholizität neu konstruiert, verkörpert die *ratio militans* auf der Ebene des Glaubens. Es ist die Weissagung des Unvergänglichen aus dem Bodensatz des Augenblicks. Auf eigene Faust und geschützt einzig durch die Gewißheit der Religion, betrat Haecker frühzeitig den Kampfplatz der Epoche, um sie *sub specie aeternitatis* mit ihren eigenen Hoffnungen zu konfrontieren. Doch die Verheißung, die rauschend in seine Prosa einschloß und aus der er den Glanz seiner Thesen bezog, läßt sich nicht zum System verfestigen, wenn anders sie Verheißung bleiben soll. Die Gehalte, welche Haeckers Schriften füllen, können nicht unabhängig von ihrem geschichtlichen Schicksal erschlossen werden, denn noch der Einspruch wider jegliche Aufklärung setzt Aufklärung in sich voraus.

Haecker, dessen wache, bohrende Intelligenz dem Zeitgeist vernichtende Diagnosen stellte, war monumental vor allem im Angriff, im Duell, im polemischen Entwurf. „Ich bin für Unterscheidungen“, schrieb er. „Simplifikationen sind mir ein Greuel.“ Sein Oeuvre zählt, neben dem von Karl Kraus, zu den letzten Bastionen einer Zeitkritik, die ihre innere Legitimation nicht von Gnaden der Zeit bezog, sondern aus dem uralten Menschheitswunsch, im Bewußtsein der Sprache sich von der tödlichen Sprachlosigkeit des Bewußtseins zu befreien.

In einem engeren Sinne den Bemühungen der Literaturwissenschaften verpflichtet sind zwei andere wichtige Neu-

erscheinungen: Wilhelm Emrichs Kafka-Monographie und die „Germanistischen Studien“ Arno Schirokauers, die Fritz Strich herausgegeben und eingeleitet hat.

Emrich unterzieht das Werk Franz Kafkas einer umfassenden Analyse und tritt der allzu häufig von Sekundärinteressen getriebenen Auseinandersetzung um die Hinterlassenschaft des Dichters mit den Mitteln exakter Forschung entgegen. Er entwickelt die inhärenten „Baugesetze“ der Kafkaschen Parabeln aus dem Kontext der Dichtungen selbst. Die voreilige metaphysische Aufforstung der Fakten, für die manche Kommentatoren sich entscheiden, unterbleibt. Und was auf diese Weise zustandekommt, ist eine tatsächlich annehmbare Interpretation jener phantastisch erleuchteten Formenwelt und ihrer Mündigkeit „jenseits von Nihilismus und Tradition“, die der Autor des „Prozeß“ uns vermacht hat.

Bedeutsam ob der Reichweite der Einsichten, die in ihnen vorgetragen werden, sind auch die Studien Arno Schirokauers. Auch in ihnen kündigt sich, wenngleich zögernd, die Revision des herrschenden philologischen Selbstbewußtseins und eine Verquickung der reinen Forschung mit der Urteilsfindung an. Beispiele dafür findet man in der Abhandlung „Neue Probleme der deutschen Philologie“, vor allem aber in dem unvergleichlich gelungenen Versuch über die Lyrik Ernst Stadlers. Schirokauers germanistische Arbeit ist über weite Strecken hinweg eine Frucht seiner Affinität zum Expressionismus gewesen, und eine wunderschöne dazu. Sie eröffnet, darin den Bestrebungen Richard Alewyns oder Werner Milchs verwandt, eine neue Phase literaturwissenschaftlichen Denkens, indem sie die überkommene Kategorienbürde der Befragung durch das einzelne Literaturwerk aussetzt. Am Ende ist stets nur so viel Genauigkeit erreicht, als Tabus zerschlagen worden sind. Fortschreitende Spezialkenntnis und Stoffbeherrschung überleben einzig in der Fähigkeit, ihrer entraten zu können und sich dem Wagnis der Korrektur anzuvertrauen. Literaturwissenschaft als der zusammenfassende Titel für die „Erkenntnis des Erkannten“ (August Böckh) und des „Geformten“ (Adorno) beharrt auf der Störbarkeit der Kenntnisse wie des Stoffs. Philologie und Kritik siegen mit gestreckten Waffen. Aber das Recht, vor großer Literatur zu kapitulieren, haben sie nur dann, wenn sie an ihrem Auftrag festhalten, eindeutig in bezug auf ihre eigene Kriterienbildung zu sein. Nicht dadurch ist heute die Literaturwissenschaft am meisten gefährdet, daß sie ihrer Begriffsinitiative und ihrer Maßstäbe beraubt werden könnte — denn was geraubt ist, kann stets zurückerobert werden —, sondern dadurch, daß sie es verlernt, an ihren Begriffen zu arbeiten, und daß man schließlich gar nicht mehr versteht, was Maßstäbe überhaupt sind.

Kritik ist ein Ordnungsvorgang. Und die Philologie, wenn sie nicht nur überleben, sondern wieder zu sich selbst kommen will, bedarf des kritischen Elementes. Die hier angezeigten Bücher wecken die Hoffnung, daß die deutsche Literaturwissenschaft sich dessen noch rechtzeitig erinnern werde.

BIBLIOGRAPHIE

- Th. W. Adorno: *Noten zur Literatur* (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt).
 Walter Muschg: *Die Zerstörung der deutschen Literatur* (Francke-Verlag, Bern).
 Theodor Haecker: *Essays* (Kösel-Verlag, München).
 Wilhelm Emrich: *Franz Kafka* (Athenäum-Verlag, Bonn).
 Arno Schirokauer: *Germanistische Studien* (Verlag Hauswedell, Hamburg).

EILIGE LIEBSCHAFT MIT BÜCHERN

Die Buchproduktion hat mit der Liebe eines gemeinsam: daß sie nimmer aufhört. Auch die Liebe zu den solcherart produzierten Büchern hört nimmer auf. Aber sie kommt nicht nach. Sie ist genau das, was man eine unglückliche Liebe nennt. Hoffnungslos und verzweifelt keucht sie hinter ihrem Gegenstand — eben der Buchproduktion — einher, und ist schon selig, wenn sie dann und wann ein Zipfelchen erwischt, wenn sie ein Stückchen Saum des überreichen Gewandes aus Ganzleinen zu fassen bekommt, das sich um die majestätische Fülle der Drucker-schwärze schmiegt. Natürlich faßt sie nicht etwa wahllos zu (sonst wäre sie ja keine Liebe, sondern Gier). Sie überlegt, aller Eile zum Trotz, wie sie die kostbare Gelegenheit am besten nützen könnte. Und was sie dann herausgreift, kennzeichnet sich eben dadurch, daß es herausgegriffen wird, als Objekt einer bestimmten Vorliebe oder einer besonderen Erwartung.

*

„Literatur und Lüge“ von Karl Kraus ist als 6. Band der von Heinrich Fischer besorgten Gesamtausgabe im Kösel-Verlag (München) erschienen, rund 350 Seiten stark, gegen die 1929 erschienene Erstausgabe um ein Stück („Die Staackmänner“) vermindert und um ein andres („Briefwechsel mit der Literarischen Welt“) vermehrt, aber mit Ausnahme dieses Zuwachses auf die Zeit vor 1914 beschränkt (eine Zusammenstellung von Aufsätzen aus den Jahren 1914–1935 wird vom Herausgeber angekündigt). Zu „empfehlen“ gibt es da nichts. Allenfalls mögen die Titel einiger Stücke alte Erinnerungen auffrischen und neuen Vorgeschmack wecken: zum Beispiel enthält der Band die frühen Auseinandersetzungen mit Alfred Kerr und Hermann Bahr, die klassischen Satiren über den Abgeordneten Bielowlawek („Der alte Tepp“) und über „Die neue Art des Schimpfens“, die „Razzia auf Literaturhistoriker“ und die „Warnung vor der Unsterblichkeit“, eine Reihe kürzerer Glossen und die gesamte Harden-Polemik, einschließlich der tabellarisch angeordneten Übersetzung aus Harden ins Deutsche. Soviel für die mit der Materie schon Vertrauten. Die andern sind insofern besser dran, als sie erst gar nicht in die Versuchung kommen können, sich darüber zu wundern, wie wenig dies alles an seine Zeit gebunden ist, wie unabhängig von seinen Anlässen es sich behauptet. „Literatur und Lüge“ gibt von allen bisher erschienenen Bänden des Gesamtwerks vielleicht den gütigsten Aufschluß darüber, wer Karl Kraus war und worum es ihm ging. Der Inhalt des Bandes subsummiert noch den nächstwichtigsten („Die Sprache“), und in seinem Titel, der zugleich als Synthese und Antithese aufzufassen ist, zugleich als Wahrnehmung eines Zustands und als Kampfansage gegen ihn, summiert sich ein Lebenswerk.*)

Daß Karl Kraus nicht vergebens gewirkt hat und daß die Renaissance seines Wirkens (die vielfach erst eine Naissance ist) nicht von ungefähr kommt, beweist die in den letzten Jahren ständig wachsende Anzahl sprachkritischer Neuerscheinungen. Eine der jüngsten und bewerkkräftigsten heißt „Sprache in der verwalteten Welt“ (Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt). Ihr Autor, Karl Korn, ist Mitherausgeber und Kulturredakteur der „Frankfurter Allgemeinen“, mußte sich also die Bezeichnung „Journalist“ und sogar „Tagesjournalist“ gefallen lassen — aber wie weit ist er doch von alldem entfernt, was Karl Kraus als Journalismus verstanden und bekämpft hat! Übrigens sind das auch die Mitautoren jenes „Wörterbuchs des Unmenschen“, auf das Korn sich unter andrem bezieht, die Journalisten W. E. Süskind und Dolf Sternberger; und übrigens bezieht er sich gleich mit dem Motto seines ersten Kapitels („Sprachkritik als Kulturkritik“) direkt auf Karl Kraus: „Wäre eine stärkere Sicherung im Moralischen vorstellbar als der sprachliche Zweifel?“ Aus diesen Bezugnahmen ergeben sich Richtung und geistige Ebene eines Werks, in dem die Sprache gewissermaßen gegen sich selbst zu Felde zieht, sich mit ihren eigenen Waffen schlägt, und zwar mit den modernsten, und zwar herumschlägt. Bei Korn bleibt sie größtenteils siegreich, weil er ihre „Domestikation“ zu bändigen und ihrer „technisch-industriellen Normung“ ein persönliches Sprachgefühl entgegenzusetzen weiß. An den Entgleisungen, die er feststellt (und sogar an denen, die ihm gelegentlich selbst unterlaufen), wird desto klarer die Linie sichtbar, die es zu halten gilt. Korn hält sie mit kenntnisreicher, lebendiger, niemals dogmatischer Wachsamkeit, und wenn er in die Breschen der Sprachverlotterung vorstößt, glücken ihm brillante Formulierungen. „Sprache und Sprechen haben etwas mit Gesinnung zu tun“: einer, der das weiß und praktiziert (nicht „betätigt“, denn er weiß auch um den Farb- und Gewichtsunterschied zwischen Fremdwort und Eingedeutschem) — ein solcher ist im höchsten Grad legitimiert und geeignet, den „Einbruch der Manager in die Sprache“ abzuwehren.

*

Von den grotesken Folgen, die derlei Einbrüche auch auf andern Gebieten öffentlicher Verständigung zeitigen können, berichtet die Titelgeschichte eines schmalen Novellenbändchens: „Doktor Murkes gesamteltes Schweigen“ von Heinrich Böll (Kiepenheuer & Witsch, Köln). Hier ist es der Rundfunk, der bis auf die Knochen seines Betriebs entblößt wird, bis er in seiner ganzen glattgeölten Seelenlosigkeit einem letzten, großen Schweigen gegenübersteht: als plötzlich ein prominenter Mitarbeiter nicht mehr „Gott“ sagen will und alle diesbezüglichen Stellen

aus seinen Bandaufnahmen herausgeschnipseln läßt. Die kommentarlose Ernsthaftigkeit, mit der Böll diese Vorgänge aufzeichnet, erweist ihn als Vertreter einer Mangelware im deutschen Literaturbereich: als Satiriker.

Auch der Ungar Tibor Meray setzt das richtige Pokergesicht auf, wenn er in seinem Roman „Der Feind“ (Langen-Müller Verlag, München) eine Episode aus jenem kommunistischen Parteigetriebe schildert, gegen das er 1956 mitrebelliert hat und vor dessen Rache er nach dem Westen geflohen ist. Er kleidet seinen Roman in die Form eines Briefs, den der Genosse Németh kurz vor dem Selbstmord an das Zentralkomitee richtet, denn ach, der Genosse Németh hat den Parteilbefehl, einen in seiner unmittelbaren Umgebung wühlenden Parteifeind aufzuspüren, so gründlich befolgt, daß er nacheinander seinen Jugendfreund, seine Braut, eine harmlose alte Jungfer und einen vorbildlich linientreuen Partisanen denunziert — nur um schließlich zu entdecken, daß sie unschuldig sind und daß er selbst der Parteifeind ist. Wie sich das alles vollzieht, und wie er sich der tödlichen Schlinge, die er sich folgsam um den Hals gelegt hat, noch folgsamer wieder entwindet: das ist mit einer so messerscharfen und dennoch so unauffälligen Ironie geschildert, daß man's binnen kurzem als völlig selbstverständlich hinnimmt. Und darin liegt das eigentlich Unheimliche der Geschichte, das wahrhaft Bedrohliche, und der wichtigste Grund, warum man hoffen möchte, daß dieser Brief an möglichst viele Adressaten gelangt.

*

Befreiender ist die Heiterkeit, die von den Büchern zweier andrer, längst akkreditierter Meister ihres Fachs hervorgerufen wird: von der im gleichen Verlag erschienenen Humoreskensammlung Michael Sostschenkos „Der redliche Zeitgenosse“, und von Jaroslav Hašeks „Schule des Humors“ (Verlag Bärmeier und Nickel, Frankfurt), einer Schule in 12 Lektionen, demonstriert an allerlei skurrilen Figuren und Begegnissen aus der Welt der kleinen Leute und durchgeistert vom treuerherzig-verschlagenen Grinsen ihres unvergänglichen Repräsentanten, des braven Soldaten Schwejk.

Den Freunden graphischen Humors sei noch in aller Eile die „Tabu“-Reihe des Diogenes-Verlags (Zürich) ans Herz gelegt, in der nebst der alljährlichen Spitzenauswahl — „Cartoon 59“ — und einem Sammelbändchen des rätselhaft komischen Franzosen Chaval — „Mein Name ist Hase“ — auch unser Paul Flora vertreten ist; wobei das „unser“ sich nicht nur auf die österreichische Provenienz bezieht, sondern darauf, daß einige Blätter aus seinem „Trauerflora“ geheißenen Ausflug ins fröhliche Leichenbestattungswesen erstmals im FORVM erschienen sind.

Und damit hat zwar nicht die Liebe zu den Neuerscheinungen aufgehört, wohl aber der Raum, der ihr für diesmal zugemessen war.

FRIEDRICH TORBERG

*) Es sei bei dieser Gelegenheit nochmals auf die Karl Kraus-Monographie von Werner Kraft hingewiesen, die wir unseren Lesern sogleich nach ihrem Erscheinen angezeigt hatten (Otto Müller Verlag, Salzburg 1956).

ULRICH BAUMGARTNER

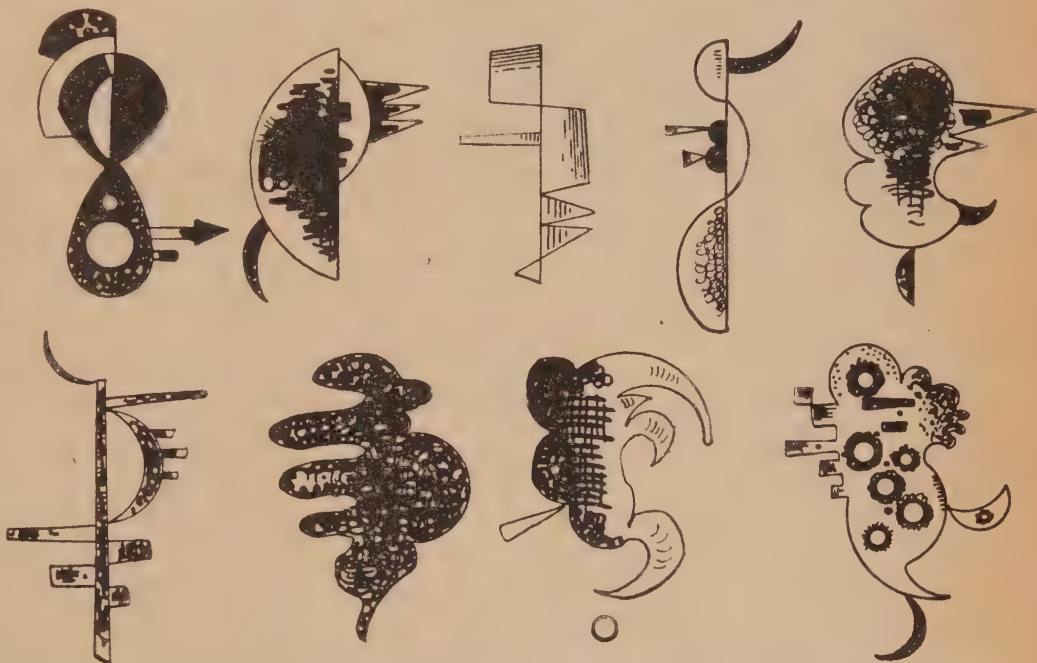
Hausse in Kunstbüchern

Noch vor wenigen Jahren blickten wir neiderfüllt auf die schwer erreichbaren Kunstbücher des Auslandes. Heute häufen sich die deutschsprachigen Ausgaben. Richtige Standardwerke erscheinen in steter Folge und lösen die bis jetzt führenden englischen und amerikanischen Werke ab. Zuerst wurde in großen und kleinen Ausgaben die Moderne nachgeholt, dann kamen die alten Meister bis zu den Prälasseikern, Byzantinern und Spaniern an die Reihe und derzeit steht die Kunst der ältesten und der exotischen Kulturen im Vordergrund. Das „Musée imaginaire“ kann nun auch aus deutschsprachigen Kunstbüchern zusammen-gestellt werden.

Es gibt Anzeichen dafür, daß sich der skizzierte Zyklus nach einer ersten Saturierung des Publikums nunmehr in neuer Form wiederholt. Die neuen Kunstbücher sind bunter und im Text urbaner geworden. Moderne Kunst ist keine heilige Sache mehr, und die Autoren leisten sich die eine oder andere Ketzerei. Das „große“ Kunstbuch führt das Feld. Es ist entsprechend teuer und wird dennoch gern gekauft. Die traditionelle „schöne Ausstattung“ beginnt etwas verspielt

zu werden. Räumlich wie gedanklich werden die Möglichkeiten solcher Ausstattung nicht mehr voll genutzt. Doch trifft das „große Kunstbuch“ die Vorliebe des deutschsprachigen Lesers für Gediegenheit, Vollständigkeit und Repräsentanz immer noch so gut, daß er ihm den neuerworbenen Hang zur Verspieltheit gerne nachsieht. Daneben tauchen für jene, die mehr Text lesen wollen, immer wieder ausgezeichnete Arbeiten in den Taschenbuchreihen auf. Schließlich haben sich auch Kunstbücher der mittleren Preislage erstaunlich durchgesetzt. Ihre Stärke ist die informative Bebilderung. Angesichts der Massenherstellungsmethoden können sie auf Farbechtheit und Originaltreue weniger Wert legen. Freilich ist das auch bei großen Werken nicht selten ein Problem. Die Ansprüche sind mit zunehmender Kenntnis der Originale gestiegen.

Wie an die Bilder werden auch an den Text immer höhere Ansprüche gestellt. In dem Maße, in dem die moderne Kunst weniger kommentarbedürftig geworden ist, wird die alte Kunst mehr kommentarbedürftig. Die Bildbeschreibung ist infolge der reichen Illustration fast ausgestorben — zusammen mit der alten Garde der großen deutschen Kunsthistoriker. An ihre Stelle treten ausländische Autoren mit neuen Themenstellungen. Aber an ihren Stil, an die poetische Diktion der Franzosen und an die eigenwillige Kürze der Angelsachsen, muß sich das deutschsprachige Publikum erst gewöhnen.



WASSILY KANDINSKY. Zeichnung für „Chacun pour soi“, 1934. (Aus Will Grohmann: Wassily Kandinsky)

Leopold Zahns Geschichte der modernen Kunst¹⁾ ist ein Beispiel für das Mosaik von Tendenzen in der modernen Kunstliteratur. Der Autor ist als Leiter der führenden deutschen Zeitschrift „Das Kunstwerk“ bekanntgeworden und war durch lange Jahre ein eifriger Anwalt der Avantgarde. Will Grohmann („Bildende Kunst und Architektur“) und Werner Haftmann („Malerei im 20. Jahrhundert“) haben zwei verschieden gewichtige Übersichten zum Thema schon geliefert. Zahn versucht einen anderen Weg zu gehen als sie. Er bemüht sich um feuilletonistische Auflockerung, springt oft von der Darstellung einzelner Künstler mitten in die Darstellung der allgemeinen Entwicklung und streut reichlich Zitate ein. So geschieht das gemacht ist, bleibt für den weniger informierten Leser einiges doch zu kursorisch.

Eine der interessantesten Neuerscheinungen des heutigen Bücherherbstes stammt vom selben Autor in Verbindung mit Georg Poensgen: „*Abstrakte Kunst / eine Weltsprache*“²⁾. Hier zieht der Verlag Woldemar Klein, in dem jahrelang die erwähnte Zeitschrift „Das Kunstwerk“ erschien, das Fazit seiner Tätigkeit auf dem Feld der Abstraktion. Besonders im reichhaltigen farbigen Teil ist es gelungen, eine komplette Galerie der schönsten Bilder dieser Kunstrichtung zusammenzutragen.

Zahn und Poensgen haben im wesentlichen die klassische Abstraktion versammelt. „*Das Abenteuer der abstrakten Kunst*“ von Michel Ragon führt hingegen mitten in den Pariser Hexenkessel³⁾. Der französische Kritiker, Redakteur der Zeitschrift „Cimaise“, Organisator des ersten Festivals der Avantgarde in Marseille, berichtet temperamentvoll und unorthodox über die Auseinandersetzungen zwischen den Pariser Schulen und bringt kurze Porträts der Maler Dubuffet, Atlan, Hartung, Poliakoff, der Bildhauer Brancusi, Gonzalez, Calder, Hajdu und anderer abstrakter Künstler. Er teilt unerschrocken Seitenhiebe nach allen Richtungen aus: gegen die Mitläufer des abstrakten Akademismus, gegen Picasso und gegen den sozialistischen Realismus. Ragon verläßt sogar den Pariser Boden und unternimmt einen kurzen Spaziergang durch Europa auf der Suche nach Abstraktion. Was Deutschland betrifft, findet er allerdings nicht gerade die Richtigen. Jedenfalls schrieb er das bisher lebendigste Buch über die abstrakte Malerei.

Auch über klassische Kunst gibt es einige wesentliche Neuerscheinungen. Vorhandenem Bedarf entspricht das Knaur-Buch über den Louvre⁴⁾. Chefkonservator Germain Bazin schrieb die Geschichte des Museums und überdies zu mehr als hundert Bildern kurze, aber instruktive Erläuterungen. Ein zweiter Band über die neue Malerei bis zum Impressionismus soll folgen. Das „*Lexikon alter Malerei*“⁵⁾ desselben Verlages trägt den Stempel der ganzen Knaur-Kunstabdruckreihe: es bietet liebenswürdige Information, aber nicht mehr. Auch Wolfgang Stadlers „*Führer durch die europäische Kunst*“⁶⁾ ist kein notwendiges Werk. Es bringt in kürzerer Form vieles von dem, was früher in Lützelers dreibändiger Serie zu finden war, und hält sich auch in Aufmachung und Haltung eng an Lützeler. Neu ist lediglich ein kurzgefaßter Baedeker für den motorisierten Kunstfreund. „*Das große Buch der Kunst*“⁷⁾ im

Westermann Verlag ist viel origineller und viel teurer: ein richtiger Kunst-Omnibus, der Bildband, Kunstgeschichte und Lexikon in interessanter Anordnung bietet. Auf jedes Sachgebiet, wie Stilkunde, Altertum, Mittelalter, Moderne, außereuropäische Kunst usw., folgt unmittelbar das zugehörige Sachwörterbuch. Die Bebilderung ist reich, der Farbton forciert, aber recht zufriedenstellend.

Ein außerordentliches Werk ist dem Schroll-Verlag mit dem Band „*Italia Romanica*“ gelungen⁸⁾. Im Anschluß an Ganters „*Gallia Romanica*“ hat Heinrich Decker, von dem schon vorzügliche Photos zu einem Venedig-Band desselben Verlages stammten, Aufnahmen und Text zu einer „Reise durch die hohe Kunst der romanischen Epoche in Italien“ geliefert. Geschmack und Neigung verweisen den modernen Kunstfreund immer mehr auf die vorgotische Zeit, die gerade in Italien faszinierende Zeugnisse hinterlassen hat. Ein Werk wie der Band „*Siena*“ von Titus Burckhardt⁹⁾ macht diese Neigung wieder schwankend. Die italienische Gotik wird hier auf prachtvollen Farbtafeln in ihrer ganzen, dem Norden so unfaßbaren Heiterkeit präsentiert.

Enzyklopädisches Format läßt die Reihe „*Atelier*“¹⁰⁾ des Diogenes-Verlages erwarten, von der bisher sieben blendend ausgestattete Bände erschienen sind. Es handelt sich weder um die üblichen Bildbände mit Biographie, noch um die üblichen Biographien mit Bildern, sondern um etwas Neues. Die Standpunkt-Technik des modernen Romans wird hier in den Dienst der kunsthistorischen Fakten gestellt. Durch fachliche Analyse und zeitgenössische Berichte (nicht selten blendend geschrieben), durch Briefe und Selbstzeugnisse, durch persönliche Dokumente und Photographien werden Werk und Leben von Klassikern der Moderne so ausgeleuchtet, daß auf wenigen hundert Oktavseiten das Wesentliche untergebracht wird und die Illustrationen aus dem Werk auf einige Dutzend charakteristische Proben beschränkt werden können.

Über moderne Plastik wurde im deutschen Sprachgebiet bisher wenig publiziert. Nun haben zwei Arbeiten die Lücke geschlossen. Carola Giedion-Welcker veröffentlichte eine gründlich überarbeitete Neuauflage ihres vor zwei Jahrzehnten erschienenen Werkes „*Plastik des XX. Jahrhunderts*“¹¹⁾. Die Erstauflage war recht präziös-avantgardistisch, die Neuauflage ist erheblich ruhiger



GROPINA (AREZZO). Pieve di San Pietro. (Aus Heinrich Decker: Italia Romanica)

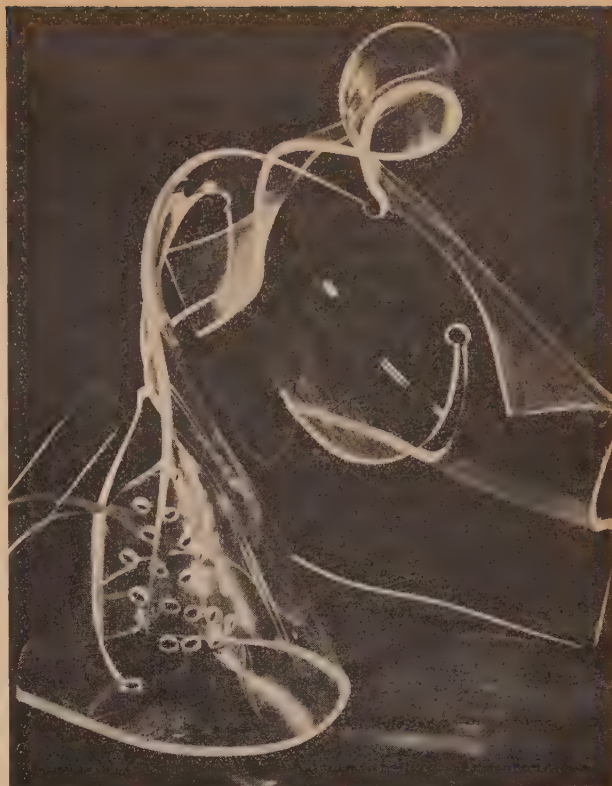
geraten. Nur die Bildauswahl ist weiterhin aggressiv, wenn auch ein Teil der gezeigten Werke schon klassisch geworden ist. Der gescheite Text ist eine Apotheose archaischer Kunst, deren Werke zwischen denen der Moderne in den Bildteil eingestreut sind.

Nur ein Taschenbuch, aber ebenso instruktiv ist *Werner Hofmanns* Arbeit über das gleiche Thema¹²⁾. Hofmann durchdringt seinen Stoff nicht nur historisch, sondern faßt mit Ernst die Plastik als Symbol einer höheren Ordnung auf. Sie stehe erst am Beginn ihrer stilistischen Ausprägung und Wirkungsmöglichkeit. Sie sei das unverbrauchteste, unmittelbarste Medium der modernen Kunst. Der junge Wiener Kunsthistoriker hat mit diesem Werk seine bisher beste Arbeit geliefert.

Unter den Monographien verdient das Knaur-Buch über Paul Klee einen besonderen Platz¹³⁾. *Giuseppe di San Lazzaro*, Herausgeber der Pariser Zeitschrift „XX^e siècle“, schrieb hier ein veritables Klee-Buch für alle. Neben der ausführlichen Biographie für den interessierten Laien findet der Fachmann den kompletten Oeuvre-Katalog, eine Bibliographie, eine Zeittafel und ein gründlich gearbeitetes Register.

Erstmalig erschienen nunmehr die „*Briefe und Tagebücher*“ *Oskar Schlemmers*¹⁴⁾. In ihnen zeigt sich der Bauhausmeister als ein Mensch, der aus der Fülle der Erlebnisse und der Möglichkeiten immer wieder zur großen Einfachheit vorstößt. Das Grundkonzept der Einfachheit machte ihm jene letzten zehn Lebensjahre von 1933 bis 1943 erträglich, in denen er als „entarteter Künstler“ in verschiedenen Berufen unterschlupfen mußte. Die Tagebücher sind ein reiner Spiegel dieser trüben Zeit.

Endlich gibt es eine zureichende Biographie Wassily Kandinskys¹⁵⁾! *Will Grohmann*, Berliner Vorkämpfer der Moderne, hat sie geschrieben, und sie wurde eine der bedeutendsten Arbeiten über moderne Malerei. Der Verlag hat dies schon in der Aufmachung dokumentiert. Im ganzen werden über 900 Abbildungen geboten, davon 41 Farbtafeln, ferner ein illustrierter Oeuvre-Katalog und eine reichhaltige Bibliographie. Grohmann gibt vor allem auch ein Bild des Menschen Kandinsky, jenes nach dem



LASZLO MOHOLY-NAGY. Skulptur mit gelochten Formen. Plexiglas, 1946. (Aus Giedion-Welcker: Plastik des XX. Jahrhunderts)

Westen verschlagenen Russen voll Formgefühl und melancholischem Geheimnis: „Der Weg, den Kandinsky ging, war härter und steiler als der seiner Zeitgenossen. Er kam niemals an eine Station, die ihn ausruhen ließ und die es dem Publikum ermöglichte, ihn einzuholen“.

Das gilt von dem Abstand zwischen Publikum und Künstler überhaupt. Vielleicht darf man die derzeitige Hausse in Kunstbüchern dahin interpretieren, daß ein neues Publikum darangeht, den Abstand möglichst zu verringern.

BIBLIOGRAPHIE

¹⁾ Leopold Zahn: *Eine Geschichte der Modernen Kunst, Malerei, Plastik, Architektur*. 250 Seiten mit 117 Abbildungen im Text, 132 einfarbigen und 16 mehrfarbigen Reproduktionen auf Tafelseiten (Verlag Ullstein, Berlin).

²⁾ Georg Poensgen—Leopold Zahn: *Abstrakte Kunst / eine Weltsprache*. 128 Seiten Text, 26 Farbtafeln, 95 Schwarz-Weiß-Tafeln, 38 Abbildungen im Text (Woldemar Klein Verlag, Baden-Baden).

³⁾ Michel Ragon: *Das Abenteuer der abstrakten Kunst*. 179 Seiten, 16 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln (Hermann Luchterhand Verlag).

⁴⁾ Germain Bazin: *Der Louvre*. 340 Abbildungen, 101 Farbtafeln (Knaurs Galerien der Welt).

⁵⁾ Joachim Fernau: *Knaurs Lexikon alter Malerei*. 230 farbig-Abbildungen.

⁶⁾ Wolfgang Stadler: *Führer durch die europäische Kunst*. 104 mehrfarbige, 365 einfarbige Abbildungen, 8 Übersichtskarten, 294 Seiten (Verlag Herder, Freiburg).

⁷⁾ *Das große Buch der Kunst*. Herausgegeben von Bert Bilger, Jürgen Eyssen und Otto Stelzer. 192 Farbtafeln, 400 Abbildungen im Text, 583 Seiten (Georg Westermann Verlag, Braunschweig).

⁸⁾ Heinrich Decker: *Italia Romanica*. 263 Bilder, 332 Seiten (Anton Schroll Verlag, Wien-München).

⁹⁾ Titus Burckhardt: *Siena*. 136 illustrierte Seiten (Urs Graf-Verlag, Olten).

¹⁰⁾ „Sammlung Atelier“. Vollard: *Erinnerungen eines Kunsthändlers*, Olivier: *Neun Jahre mit Picasso*, Jacovsky: *Die naive Malerei in Frankreich*, Morgenthaler: *Ein Maler erzählt*, Eschli: *Henri Matisse*, Carco: *Maurice Utrillo*, Mehring: *Verrufene Malerei* (Diogenes-Verlag, Zürich).

¹¹⁾ Carola Giedion-Welcker: *Plastik des XX. Jahrhunderts* (Verlag Gerd Hatje, Stuttgart).

¹²⁾ Werner Hofmann: *Die Plastik des 20. Jahrhunderts*. 186 Seiten, 49 Abbildungen (Fischer Bücherei, Frankfurt).

¹³⁾ G. di San Lazzaro: *Paul Klee*, Leben und Werk. 387 Abbildungen, davon 78 in Farben, 311 Seiten (Droemersch-Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf.).

¹⁴⁾ Oskar Schlemmer: *Briefe und Tagebücher*. Herausgegeben von Tut Schlemmer. 420 Seiten (Albert Langen—Georg Müller, München).

¹⁵⁾ Will Grohmann: *Wassily Kandinsky*. 41 Farbtafeln, 100 einseitige Schwarz-Weiß-Tafeln, zusammen 950 Abbildungen auf 428 Seiten (Verlag DuMont Schauberg, Köln).

FRED GOLDBECK

Die falschen Dissonanzen

ANMERKUNGEN ZUM VERHÄLTNISS ZWISCHEN TRADITION UND FORTSCHRITT IN DER MUSIK

In der Musik braucht sich Tradition nicht erst in Szene zu setzen. Sie ist hier weder Idol noch Ehrengast, sondern einfach zu Hause. Die Tradition ist die Substanz der Musik. Das gilt nicht nur für die Musik exotischer Völker, die sich durch mündliche Überlieferung und praktische Ausübung unverändert erhält. Das gilt auch für die abendländische Musik, die seit tausend Jahren einem ständigen Wandel unterliegt. Musik besteht nicht — wie man gemeinhin annimmt — aus Tönen oder Noten. Die Töne sind bloß ihr Vehikel, wie die Lichtwellen das Vehikel der Malerei sind. Und die Noten sind ebensowenig mit der Musik identisch wie eine Telefonnummer mit dem Menschen, den man unter dieser Nummer erreicht.

Die stille Gegenwärtigkeit der Tradition ist ein unterscheidendes Merkmal der Musik. Um abgetragene Schuhe auf einem Bild Van Goghs richtig zu sehen, braucht man nichts von malerischer Tradition zu wissen. Doch muß man sehr viel von musikalischer Tradition wissen, um den Choral aus der „Geschichte des Soldaten“ oder den Walzer aus dem „Pierrot Lunaire“ richtig zu hören, obwohl beide genau so abgetragen sind wie die Schuhe des Van Gogh.

MIT DER TRADITION . . .

Zufolge ihrer traditionellen Wesensart müßte die Musik mit dem Geist des Abendlandes ständig in Konflikt geraten, denn dieser Geist befindet sich spätestens seit der Renaissance in einer individualistischen Revolte gegen die Tradition. Die Musik wünscht keinen solchen Konflikt. Sie vermeidet ihn, indem sie ihre Tradition mit den antitraditionalistischen Bestrebungen des abendländischen Geistes in Einklang bringt. Ihre Geschichte ist eine Geschichte der Listen, die sie zu diesem Zweck anwendet.

Manchmal gelingt der Einklang zwischen Tradition und Fortschritt nur durch ein Wunder. Aus dem konservativen Johann Sebastian Bach wurde (in seiner „Kunst der Fuge“ und im „Musikalischen Opfer“) auf wunderbare Weise ein Prophet. Aus dem unoriginellen, aller akademischen Tradition untertanen Mozart wurde ein Komponist, dessen Musik auf völlig neue Weise schwerelos und frei von jeder Banalität ist. Niemand wird je erklären können, warum Papagenos Lieder nicht im mindesten jenen von drittklassigen Zeitgenossen komponierten Liedern gleichen, von denen sie in formaler Hinsicht nicht zu unterscheiden sind. Im allgemeinen bedient sich die Musik indessen weniger geheimnisvoller Methoden, um mit dem Neuen Schritt zu halten. Sie weicht ins Nichtmusikalische aus, ins Drama, in die Deklamation, in die Psychologie. (Die Ergebnisse waren sehr verschiedenartig: siehe Lully, Rameau, Gluck, Wagner.) Am häufigsten aber bedient

sie sich der Tradition, um mit ihrer Hilfe der Tradition zu entgehen.

Dieses Kunststück vollbringt die Musik mittels jener Technik (also Tradition) des Umwegs, der Verzerrung und der Überraschung, die seit dem Aufkommen der Tonalität üblich ist. Die Kadenz — eine Inkarnation der tonalen Schwerfälligkeit — hat der Musik jahrhundertlang gestattet, traditionalistisch zu bleiben, indem sie sich revolutionär tarnte. Jahrhundertlang begann und endete jede Musik auf gleiche Art im ruhenden Grundton. Dazwischen lagen alle nur möglichen Elemente der Unruhe und Unregelmäßigkeit: Leitöne, Trugschlüsse, Vorhalte, plötzliche Modulationen usw. So wurde die abendländische Musik zu einem Spiel von Spannung und Entspannung. In der Spannung entfloß sie der Regel und der Tradition, in der Entspannung gehorchte sie ihr wieder: die Flucht blieb illusorisch.

Merkwürdigerweise sind bei neuen Musikwerken die Elemente des illusorischen Ungehorsams gegenüber der Tradition ungleich auffälliger als die Elemente des tatsächlichen Gehorsams. Später kehrt sich das Verhältnis um. Die Unterschiede zwischen einer symphonischen Dichtung von Strauss, einer Ouvertüre von Weber und einem Concerto grosso von Vivaldi erscheinen heute minder wichtig als die Ähnlichkeiten: alle drei sind virtuos instrumentierte, leicht zugängliche Stücke, in denen das Melodische dominiert. Die heute noch fühlbaren Unterschiede bestehen darin, daß Vivaldi für ein Publikum komponierte, das an die Architektur der Piazzetta und an die Gemälde Tintoretts gewöhnt war, Weber für ein Publikum, das mit Vorliebe Märchen las, und Strauss für ein Publikum, das die Architektur von Bierhallen und die Bilder Böcklins und Lenbachs schätzte. Die Zeitgenossen des jungen Richard Strauss hörten aus seinen Werken mit Begeisterung oder Empörung gerade das heraus, was wir heute kaum noch merken: ein paar zusätzliche Dissonanzen, die ihn von seinen Vorgängern unterscheiden. Und der junge Strauss wurde als radikaler Neuerer geliebt und verunglimpft, wie man heute Pierre Boulez liebt oder verunglimpft.

. . . GEGEN DIE TRADITION

Wir wollen jedoch nicht vorgreifen, sondern zunächst bei der Musik des 19. Jahrhunderts bleiben. Sie ist die romantische, individualistische, antitraditionalistische Musik schlechthin. Mit der „Eroica“ und der „Appassionata“ erreichte die Sonatenform — im Grunde eine überdimensionierte Kadenz — ihren Höhepunkt. Auch diese Musik war nicht antitraditionalistisch, aber sie gab sich den Anschein, es zu sein: sie symbolisierte durch den Einbau psychologischer und dramatischer Elemente die Revolte des Individuums gegen den Konformismus, die Tragik und die Angst des Menschen, der von Gott Rechen-

Der in Paris lebende Musikwissenschaftler und Kritiker Fred Goldbeck weicht mit diesen Ausführungen — die ursprünglich als Vortrag auf einer Internationalen Tagung in Venedig gehalten wurden — in einigen Punkten entscheidend von der im FORVM verfochtenen Linie ab. Wir halten seine eigenwilligen Thesen dennoch für interessant genug, um sie unseren Lesern zur Kenntnis zu bringen.

schaft fordert. Ihr Antitraditionalismus wurde zur festesten Tradition der Musikgeschichte.

Die romantischen Komponisten wurden nicht müde, die „Eroica“ und die „Appassionata“ zu wiederholen. Sie glaubten in aller Unschuld daran, „über Beethoven hinauszugehen“, wenn sie Ritardandi, Arpeggi und Modulationen häuften, wenn sie die Durchführungen verlängerten, ein weiteres Trompetenpaar hinzufügten oder die Spannung der Dominante vermehrten. Auch Wagner komponierte den „Tristan“ und die Ring-Tetralogie nach den Grundsätzen der Sonaten- und Symphonieform. Wenn Wotan seinen Speer zu Boden stößt, bekräftigt er damit weniger ein dramatisches als ein musikalisches Geschehen: das Streben der Dominante zum Grundton.

An diesem Punkt der Entwicklung griff die Wiener Schule mit der Atonalität und dem Zwölftönesystem ein. Schönberg erkannte, daß die Musik seit Wagner, einschließlich seiner eigenen „Verklärten Nacht“, reine Epigonemusik war. Er begann sein Werk nicht als Reformator, sondern als Gegenreformer. Ich kenne keine historische Gestalt, die mehr an Ignatius von Loyola erinnert als er. Schönbergs Credo ist kein anderes als das romantische. Aber er räumt mit aller Lauheit auf und verschafft diesem Credo weit strengere Geltung als bisher. Die Romantik empfahl eine Erhöhung der Spannung und der Zahl der Dissonanzen: Schönberg geht bis ans Äußerste und schafft Entspannung und Konsonanz gänzlich ab. Die Romantik liebte an der Sonatenform vor allem den Durchführungsteil, in dem die Spannung am größten und die „thematische Arbeit“ am dichtesten ist: Schönberg behält nur noch den Durchführungsteil bei. Die Kadenz und die daraus abgeleitete Sonate scheinen damit aufgehoben. In Wirklichkeit sind sie bloß auf ihr Wesentliches reduziert. Nichts in Schönbergs Theorie oder in den Arbeiten Schönbergs, Bergs und Weberns verwehrt die Auffassung, daß die Zwölftönemusik eine harmonische und kontrapunktische Konstruktion sei, welche die zwölf Töne wie Leittöne behandelt, aber dann das Erwartete durch das Unerwartete ersetzt, indem sie die Lösung zum Tonalen immer wieder verhindert. Ich glaube, daß wir so manches dodekaphonische Stück als „Ausschnitt aus der Durchführung“ ansehen dürfen, der sich über Exposition und Reprise als überflüssig und konventionell hinwegsetzt und sich mit Andeutungen begnügt. Die Zwölftönemusik ist die höchste Steigerung der Romantik.

ANERKENNUNG DER TRADITION...

Komponisten, Musiker und Hörer haben indessen nicht verlernt, daß es ein tonales Gefälle gibt. Man kann die Begriffe Konsonanz und Dissonanz ebenso handhaben wie die Begriffe Engel und Teufel. Man kann die Teufel den Engeln vorziehen. Man kann die Teufel Engel nennen und die Engel Teufel, und all das mag interessant sein. Setzt man aber die Begriffe Engel und Teufel *gleich*, wird man weder von den Anhängern der Engel noch von den Anhängern der Teufel verstanden. Daran hat noch kein atonaler Komponist gedacht. Sie alle ersetzen Konsonanz durch Dissonanz, nicht aber umgekehrt.

Entgegen dem Anschein und den gängigen Ideen hat sich die heutige Musik nicht durch einen grundstürzenden Wandel ihrer Technik verändert. Wenn überhaupt ein

grundstürzender Wandel eintrat, so nicht in der musikalischen Technik, sondern in der Stellung des Komponisten. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Musik (abgesehen von der Kirchenmusik) stets etwas Neues. Für Ludwig XIV. und seine Zeitgenossen war Musik identisch mit der Musik Lullys. Für Friedrich II. war nur die eben erst geschaffene Sonate Ph. E. Bachs vollwertige Musik und die Musik des Vaters Bach bereits antike Kuriosität. Der Komponist war eine aktuelle Erscheinung. Gluck schuf einen neuen Orpheus, um den altmodischen Orpheus der vorangegangenen Generation durch etwas Besseres zu ersetzen. Monteverdis Konkurrenz brauchte er nicht zu fürchten. Den kannte er wohl nicht einmal dem Namen nach.

„Zeitgenössische Musik“ war noch vor hundert Jahren ein Pleonasmus. Was spielte man damals? Die Zeitgenossen Chopin, Meyerbeer, Verdi, Wagner, Rossini. Auch Beethoven, Haydn und Mozart galten noch als zeitgenössisch, gab es doch in den Auditorien noch Leute, die sie gekannt hatten. Im konservativen England war Händel unvergessen. Auf dem Kontinent begann man sich zögernd mit Bach zu befassen. Und das war der Beginn einer kopernikanischen Wende, die heute vollendet ist und den Schlüssel zum Verständnis der Moderne darstellt: früher gravitierte die Musik um ihre Gegenwart, heute um ihre Vergangenheit, um ihre ganze Tradition. Um das zu beweisen, bedarf es keines Konzertprogrammes mit Werken, die mehrere hundert Jahre auseinanderliegen. Schon beim ersten Anhören einer beliebigen Symphonie sind heute Beethoven und Haydn gegenwärtig. Und kein Komponist kann heute schreiben, ohne an Bach und Johann Strauß zu denken, an Schubert und Monteverdi, an Paganini und an die Musik von Bali.

... UND BRUCH MIT DER ANTITRADITION

Die Kehrtwendung der Komponisten zur Tradition fiel mit dem Erscheinen eines Komponisten zusammen, der vermöge seiner Originalität mehr als andere auf die Tradition hätte verzichten können. Doch gerade Debussy hat auf sie hingewiesen: auf Rameau und die Polyphoner der Renaissance, auf die Kirchentönen und die verschollenen Traditionen der Monodie, auf Sirenen, Nymphen und Hirten. Erst Debussy hat mit der antitraditionalistischen Tradition der Sonatenform gebrochen — nicht um die von Gesualdo bis Beethoven begünstigte Dissonanz in ihr Recht einzusetzen, sondern die Konsonanz, die das ungleich mehr brauchte. Debussy schuf einen statischen Stil, der nicht mittels Durchführung fortschreitet, sondern mittels Aneinanderreihung. Ironie und Archaismus, Fernweh, Anspielung und Zitat, die bis dahin nur Episode oder pittoresker Farbfleck waren, wurden wesentliche Bestandteile der Komposition. Das Kinderlied, die Marseillaise und der Luther-Choral hielten ihren Einzug in die Polyphonie. Daß sie da störend wirkten, machte ihren Reiz aus, und es war ein Reiz, der sich viel weniger rasch abnützte als die unwidersprochenen Dissonanzen der Reihenfanatiker romantischer Abkunft.

Die neuen Perspektiven hatten sich Debussy nicht plötzlich erschlossen. In der Musik des 19. Jahrhunderts fehlte es nicht an Vorbildern: im Finale der Neunten Symphonie, in den Diabelli-Variationen, die Bülow einen Abriß der gesamten Musikgeschichte genannt hat, in Mahlers ironi-

schen „Banalitäten“, die freilich in die Zwangsjacke der symphonischen Form gesteckt wurden. Besonders interessant ist auch der Fall Busonis, der ein Zeitgenosse Debussys war, von diesem aber nicht beeinflusst wurde. In seiner oft zitierten Theorie hat Busoni die elektronische Musik sowie die Drittel-, Viertel- und Sechsteltöne vorweggenommen, in seinen selten gespielten Werken aber pflegt er den Dialog mit der Tradition. Schon etwa um 1915 schreibt er einen „Arlecchino“, der Strawinskys „Rake's Progress“ von 1951 ähnelt. Weshalb gegen diesen „Arlecchino“ von den Avantgarde-Ästheten die gleichen Einwendungen erhoben werden wie gegen die Oper Strawinskys. Avantgardisten sind eben konservativ.

Die wirklich neue Musik seit Debussy wird denn auch mit besorgniserregender Konformität verkannt und übergangen. Ich nenne bloß die letzten Werke Faurés und Janáčeks. Was die Lebenden betrifft, bin ich bereit, meine Behauptung zu berichtigen, wenn mir auch nur ein einziger Kritiker entgegnet, in naher Zukunft würden Werke wie „Canticum Sacrum“ oder „Agon“ einen ähnlichen Platz einnehmen wie „Petruschka“ oder „Feuervogel“. Desgleichen, wenn mir auch nur ein einziger Kritiker sagt, daß gewisse Barockmusiker von heute, Britten zum Beispiel, mindestens ebenso aktuelle und interessante Kom-

ponisten sind wie die jüngsten Romantiker. Britten ist wie Strawinsky sämtlichen Traditionen verpflichtet. Er ist auch Schüler Weberns. Die jüngsten Romantiker sind nur Schüler Weberns. Es ist nicht sicher, ob es ihnen deswegen besser gelingen wird, über Webern hinauszukommen. Der Trauermarsch im „Siegfried“ war kein Fortschritt gegenüber dem Trauermarsch in der „Eroica“.

Was in der Musik des 20. Jahrhunderts Zulauf hat und in den Kapitelüberschriften der einschlägigen Werke groß herausgestellt wird, sind die brutalen Simplifikationen. Die Moderne der Zwanzigerjahre, der Neoklassizismus und die „Rückkehr zu Bach“ reduzieren den Dialog mit der Tradition auf eine bloße Stilkopie. Das Wesentliche der „Brandenburgischen Konzerte“ sind aber nicht die kopierbaren Skalen oder Arpeggi. Und die verschiedenen Schulen der „Handwerker-Komponisten“ machen sich ihre Sache zu leicht, auch wenn ihr Handwerkszeug aus komplizierten Differentialgleichungen und einem Laboratorium voll Magnetophonen besteht. Die Tradition und damit die Substanz der Musik ist heute auf der Flucht vor sich selbst. Aber sie bleibt unentbehrlich. Die aus Tradition und Geist, Magie und Glück gemischte Zauberformel muß von Werk zu Werk, von Takt zu Takt aufs neue ersonnen werden.

KEINE REINEN FREUDEN

DIE MUSIKALISCHE NOVEMBER-BILANZ

ES GAB GROSSE ANKÜNDIGUNGEN, Reisen nach Moskau und Hoffnungen, das Bolschoi-Ballett in Wien bewundern zu können. Die Berge des Kaukasus kreißten, und die Maus, die geboren wurde, war eine *Tanzgruppe aus Tiflis*. Volkskunst ist definitionsgemäß eine volkstümliche Angelegenheit. Sie soll in ihrer Sphäre verbleiben, wenn sie sich nicht zur Kunst erheben kann. Und Kunst bekamen wir nicht zu sehen, nur Fertigkeit, die gelegentlich in Akrobatik ausartete. Mit Ausnahme einer Pavane und eines Reigens wurden statt Tanz naive Mimik und lächerliche Gestikulation geboten. Erstaunlich, wie vielerlei Arten es gibt, sich auf dem Boden zu wälzen oder auf dem Bauch zu kriechen. Jagos große Sprünge (in einer musikalisch bedeutungslosen Othello-Pantomime) und das edle Sterben eines Schwans (nach Saint-Saëns) waren die kärglichen Höhepunkte des ersten Abends. Der zweite bot den diversen Lenin- und Stalinpreisträgern, Volks- und verdienten Künstlern keine Gelegenheit, das Urteil revidieren zu lassen. Die Proben aus einem „weißen“ Ballett nach Chopin waren allzu dürftig.

WER HÄTTE DAS GEDACHT: Vom exotischen Variété hob sich der Abend unseres *Staatsopernballetts* vorteilhaft ab. Die Erneuerung der „Puppenfee“ durch *Willy Fränzel* ist im Namen aller Kinder

zu begrüßen, und mit seiner Choreographie zur „Symphonie in C“ von Georges Bizet hat der neue Ballettchef *Dimitrije Parlic* eine hübsch gestochene Visitenkarte abgegeben. Das spricht für Geschmack und Diskretion. Etwas ist in unserem Ballett anders geworden. Man merkt es an neuen Figuren, an neuen Gruppenbildungen und an einem neuen Versuch, Musik in Plastik zu übertragen. *Michael Gielen* wirkte, frisch und energisch wie immer, als Orchesterleiter.

ROSSINIS LETZTE OPER, der „Guillaume Tell“, entstand 1829 als Vorspiel zur Julirevolution. Sie ist eine In-Tyrannos-Geste, kein Volksstück mit braven Gebirdlern. Die Volksoper legte mit Recht den Akzent auf die Zeitlosigkeit des Werkes. Regisseur *Bohumil Herlichka*, Bühnenbildner *Dominik Hartmann* und Kostümzeichnerin *Alice Maria Schlesinger* stilisierten soweit wie möglich. Ein mattgoldener Rundhorizont symbolisierte das Für-sich-Sein des von seinen Bergen beschützten Volkes. Durch einen klaffenden Spalt, höllisch rot beleuchtet, drangen die Büttel des Landvogts ein (eigentlich wurden sie auf fahrbarer Plattform hereingeschoben). Der Spalt schloß sich erst wieder nach Geßlers Tod. Der Tyrann wurde von dem aufsteigenden Boden aus der Szene gekippt. Dem abstrakten Grundprinzip der Inszenierung entsprach die objektive

Behandlung des Chors und seine einheitliche Kostümierung. Die ansonst so geglückte Zurückdrängung alles Individuellen zugunsten einer expressiven Gesamtwirkung mußte allerdings bei den Solisten mißlingen. Hier gab es den einzigen und unvermeidlichen Stilbruch des Abends. Herlichka verließ sich aber mit Recht auf die zusammenhaltende Kraft der Musik, von der Berlioz sagte, daß sie der eines Genius zum Verwechseln ähnlich sei. Maestro *Argeo Quadri* nahm sich ihrer mit natürlichem heimatlichem Brio und hinzugelernter deutscher Gewissenhaftigkeit an. Prächtig das Orchester und die von *Franz Holetschek* einstudierten Chöre.

IGOR STRAWINSKY sollte im Konzerthaus seinen „Agon“ dirigieren, Glenn Gould sollte Schönbergs Klavierkonzert spielen — das waren die Verheißungen. Von allen Blümenträumen reifte nur einer: Strawinsky dirigierte. Er traute den Wienern nicht das angekündigte wichtige Spätwerk zu, sondern nur zwei längst bekannte Werke seiner klassizistischen Periode, die Ballettmusiken „Apollon Musagète“ (1927) und „Pulcinella“ (1919). Fürchtete er, es könnten sich die Erfahrungen seines ersten Wiener Besuchs wiederholen? Der Widerstand des Orchesters gegen den „Petruschka“ ging damals, so schreibt er, „bis zu offener Sabotage. Die Orchestermitglieder scheuten sich nicht, ganz laut grobe und verächtliche Bemerkungen zu machen. ‚Schmutzige Musik!‘, rief man mir zu.“ Strawinsky wählte diesmal Arbeiten, die

ihm der italienisch parfümierten Wiener Luft angepaßt erschienen: Im „Apollon“ besinnt er sich ja auf die Hauptaufgabe der Streichinstrumente, gemäß ihrer italienischen Herkunft den Gesang und die Melodie zu pflegen. Und zur Entstehungszeit des „Pulcinella“, nach Pergolesi-Themen geschrieben, bekannte sich Strawinsky als „Verlobter der italienischen Musik“. Nun, die Braut haben wir schon schöner singen hören. Warum die *Symphoniker* so lustlos spielten, wissen wir nicht. Vergeblich bemühte sich der Komponist mit weitausholenden Armbewegungen, den Wiener Geigen das vielgerühmte Singen und Klingen zu entlocken. Der apollinische Glanz wollte sich nicht einstellen. Etwas besser erging es „Pulcinella“, doch dem spielten wieder die Bläser manchen Schabernack. Wir haben die Suite aus anderen Wiener Aufführungen entschieden eindrucksvoller im Gedächtnis. All dies hinderte das Publikum nicht, die Sünden der Väter gutzumachen und dem bedeutendsten lebenden Tondichter hier wie auch in der Oper, wo er seinen „Oedipus Rex“ leitete, stürmische Ovationen zu bereiten. Sein Schüler Robert Craft nahm sich gewissenhaft und präzise des Vorprogramms an.

ROBERT CRAFT hat sich um Strawinsky bedeutende Verdienste erworben, vor allem durch Aufzeichnung der „Antworten auf 35 Fragen“, die er in vielen Gesprächen an den Meister gerichtet hatte. Sie sind im Sammelband „Strawinsky — Leben und Werk — von ihm selbst“ (Atlantis-Schott) erschienen und gehören neben den im gleichen Band enthaltenen „Erinnerungen“ zu den aufschlußreichsten Dokumenten über Strawinsky. Craft dirigierte zunächst Haydns Symphonie „Die Uhr“ als Hinweis auf das spielerische Element in Strawinskys Neoklassik. Dann kam, gewiß auf Wunsch seines Lehrers, eine Verbeugung vor Schönberg, dem Strawinsky im letzten Jahrzehnt so nahegekommen ist. Schönbergs Fünf Orchesterstücke op. 16 sind aus dem „Innen“ geschöpft, in dem „die Bewegung der Welt“ ist.

HANS KNAPPERTSBUSCH dirigierte als Glanzstück des dritten Abonnementkonzerts der *Philharmoniker* die Dritte Symphonie von Johannes Brahms. Das Altgewohnte wurde zum neuen Erlebnis durch die Begegnung zweier gleichgearteter Naturen, die sich streng zu bemeistern wissen und eben darum in voller Freiheit walten. Knappertsbusch hält keinen Takt der Durchführungsteile für entbehrlich, keine Note der Überleitungen für nebensächlich. Und doch bleibt das Ganze ein Ganzes.

WIEDERSEHEN feierten wir mit *Heinz Wallberg*, dem sympathischen, sachlichen Generalmusikdirektor aus Bremen. Wie vor einem Jahr stellte er zwischen zwei ältere Werke (Haydns humorvoll-besinnliche Oxford-Symphonie und Tschaikowskys Fünfte) ein modernes Werk mit eigenartiger Besetzung. Damals war es Strawinskys von Blech, Pauken und Bässen begleitetes Klavierkonzert, diesmal Béla Bartóks „Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug“. Was die Pianisten *Brendel* und *Jenner* sowie die Schlagwerker *Bernstein*, *Wirtherle*, *Czepe* und *Zamazal* an delikaten Stimmungsbildern hervorzauberten, hätte mehr als die etwas flauere Anerkennung des Publikums verdient.

WOLFGANG SAWALLISCH bestätigte im Brahms-Zyklus des Musikvereins den ausgezeichneten Ruf, den er sich in Wien längst gemacht hat. Sein enger Kontakt mit den *Symphonikern*, sein breites, gelassenes Ausmusizieren und seine absolute Beherrschung der Werke und des Dirigierhandwerks kamen drei Schöpfungen symphonischer Art zugute. *Walter Klien* wandte alle Kraft an die Dramatik des Klavierkonzertes in d-moll und behauptete sich siegreich gegen das anbrandende Orchester. Er schöpfte die Innigkeit des Adagios meisterlich aus und brillierte im Rondo-Finale, dessen Ungestüm an Pußta-Rhythmen erinnert. Ein Sonderlob gebührt *Zlatko Topolsky* für die elegant gespielten Violinsoli.

WO IST DIE REGEL, innerhalb derer ein heutiger Vivaldi soviel Erfindung unterbringen könnte wie der „rote Priester“ im „Cimento dell'armonia e dell'invenzione“ und in den „Jahreszeiten“, die uns diesmal *Renato Fasano* mit seinen *Virtuosen aus Rom* bescherte? Bei strenger Einhaltung aller musikalischen Gesetze wird hier das gleiche immer neu gesagt. Im Wettstreit zwischen Harmonie und Phantasie wechseln Tutti-Ritornelle mit Solo- und Concertino-Episoden, die nicht bloße Figuren sind, sondern Gegenständen ins Gespräch bringen oder das Material des Ritornells zur Diskussion stellen. Die Ausführenden (die wir in Heft 49 eingehend würdigten) sind durch die Beschränkung auf Vivaldi zu Meistern geworden, die nicht ihresgleichen haben. Das Publikum lohnte es ihnen mit Applausstürmen.

PAUL ANGERER und das *Kammerorchester* boten im Mozart-Saal Unterhaltungsmusik im wörtlichen Sinne. Es ist schade, daß dieses Wort so dubios geworden ist und alle Arten der „leichten“

Musik zusammenfaßt, von der geistlosen Salonmusik bis zur allerprimitivsten Operetten- und Schlagerproduktion. Das divertierende, aber noch im Bereich der Kunstmusik angesiedelte Genre ist bei uns (zum Unterschied von den Romanen) fast völlig ausgestorben. Seine Lebensfähigkeit bei einigermaßen kundiger Pflege erweist Hanns Jelinek mit seinem „Parergon op. 15 B“, Aus seinem „Zwölftonwerk op. 15“ stellte er fünf Klavierstücke zu einem „Nebenwerk“ zusammen und instrumentierte sie für mittleres Orchester. Es entstanden ein grotesker Walzer, ein witziger Marsch, eine burleske Gavotte-Musette, dazu eine Sarabande und ein Siciliano, lauter reizvolle Halbedelsteine, von denen drei allen Anforderungen strengster Reihentechnik entsprechen. Ihr Erfolg im leider schwach besetzten Saal war durchschlagend. Ebenso der von Theodor Bergers frühem „Capriccio“, einem lustig schnatternden Spukgebilde, das der Komponist längst vergessen hatte, als es der eifrige Schatzgräber Angerer kürzlich im Antiquariat Doblinger aufstöberte. Dazu gab es Brahms' Serenade in A-Dur op. 16 — „gar lieblich“, wie Clara Schumann lobte —, und Johann Joseph Fuxens mit sattem Streicherklang gespielte Suite in d-moll aus dem „Concentus musicoinstrumentalis“.

DER WIENER CONCENTUS MUSICUS versammelte im Palais Schwarzenberg die Freunde alter Musik und eines Instrumentariums, in dem es so schöne Namen gibt wie „Pardessus de Viole“ oder „Violetta“ (die kleinste Art der Gambe, die Diskantviola). Jedes der aufgeführten Werke war eigenständig in Charakter und Stimmführung. Besonders anziehend waren die Choralvariationen William Brades für Violine (*Alice d'Harnoncourt*) und Basso Continuo aus einem unveröffentlichten Manuskript der Universitätsbibliothek Uppsala, sowie die Lieder William Byrds, in denen die Singstimme *Gabrielle Szápárys* zweite Stimme im fünf- oder sechsteiligen Satz war.

DEM HAYDN-JAHR 1959 war der *Staatsopernchor* ein gewichtiger Vorbote. *Heinrich Hollreiser* arbeitete den fröhlichen Grundzug der „Jahreszeiten“ so kräftig heraus, daß wir eher eine Volksoper hörten als ein Oratorium. Der großartige Chor stellte sich mit Eifer und Stimmkraft in den Dienst der guten Sache, desgleichen die Solisten *Dermota*, *Wächter* und *Hanny Steffek*, und so herrschten eitel Freude und Wohlgefallen.

HANNS WINTER

BÜCHEREINLAUF

AMALTHEA VERLAG, Wien

Große Österreicher. Band XII.

ARTEMIS VERLAG, Zürich

Walter Gort Bischof: *Die ungleichen Jahre*. Gedichte.

Emil Egli: *Flugbild Europas*. Mit einer Einführung von Salvador de Madariaga. Herausgegeben von Hans Richard Müller.

Albert Ehrismann: *Der wunderbare Brotbaum*. Gedichte.

Kurt Guggenheim: *Riedland*. Roman.

Hermann Hiltbrunner: *Alles Gelingen ist Gnade*. Tagebücher.

Mary Lavater-Sloman: *Katharina und die russische Seele*. Die Lebensgeschichte Katharinas II. von Rußland.

Moderne Formen der Jugendbildung: Literatur, Film, Radio, Fernsehen.

Edgar Allan Poe: *Unheimliche Geschichten*.

Karl Schmid: *Hochmut und Angst*. Betrachtung zur seelischen Lage des heutigen Europa.

Albert J. Welts: *Der Dolch der Lucretia*. Roman.

Walter von Wyss: *Charles Darwin*. Ein Forscherleben.

BERGLAND VERLAG, Wien

Franz Gschnitzer: *Tirol*. Geschichtliche Einheit (Österreich-Reihe Band 38).

VERLAG WILHELM BRAUMÜLLER, Wien

Mayer-Kaindl: *Geschichte und Kulturleben Österreichs von den ältesten Zeiten bis 1493*. Bearbeitet von Hans Pirchegger (5. verbesserte Auflage).

DIOGENES VERLAG, Zürich

Frank O'Connor: *Und freitags Fisch*. Sieben Geschichten von irischen Liebes- und Ehepaaren.

Juan Ramón Jiménez: *Herz, stirb oder singe*. Gedichte.

George Mikes: *Milch und Honig*. Die Entdeckung Israels. Mit Zeichnungen von Nicholas Bentley.

Cesare Zanattini: *Liebenswerte Geister*. Kleine Reise ins Jenseits.

DIOGENES TASCHENBUCHREIHE, Zürich

Cartoon 59. Die besten Karikaturen des Jahres 1958.

Chaval: *Mein Name ist Hase*. 88 neue Zeichnungen.

Lord Dunsany: *Smetters erzählt Mordgeschichten*. Kriminalgrotesken. Mit Zeichnungen von Paul Flora.

Loriot: *Der Weg zum Erfolg*. Ein erschöpfender Ratgeber in Wort und Bild.

Heinz Nowag: *Wohnen Sie auch möbliert?* Mit Zeichnungen von Godi Hofmann.

Trauerflora. Idyllen von Paul Flora.

Viel Kinder, viel Segen! Ein Buch von Kindern und ihrer Entwicklung vom Schreihs zum Flegel. Mit Zeichnungen von Fiep Westendorp.

ECON VERLAG, Düsseldorf

Egon Eis: *Illusion der Sicherheit*. Das Schicksal der großen Bollwerke.

EHRENWIRTH VERLAG, München

Alte Wiener Lieder. Immergrüne Melodien mit Noten, Texten und Bildern, zum Kranz gebunden von Hartmann Goertz.

VERLAG HEINRICH ELLERMANN, München

Gustav Sack: *Die drei Reiter*. Gedichte.

EURASIA VERLAG, Wien

Otto Klepetar: *Die Fersola*. Geschichte eines Auswandererschiffes.

Miklos Magyar: *Haben sich die Deutschen gewandelt?*

LIBRAIRIE FISCHBACHER, Paris

R. S. Rubsel: *Messages de L'Enfer*.

FORUM VERLAG, Wien

Vardis Fisher: *Pemmican*. Roman.

Karl J. Stym: *Wir standen schon vor Moskau*. Roman.

Walter Sullivan: *Männer und Mächte am Südpol*.

Franz Taucher: *Die wirklichen Freuden*. Literarische Profile. Wiener Luft. Eine Auswahl heiterer Geschichten. Mit Zeichnungen von Alfred Gerstenbrand.

A. FRANCKE VERLAG, Bern

Walter Muschg: *Die Zerstörung der deutschen Literatur* (3. erweiterte Auflage).

S. FISCHER VERLAG, Frankfurt

Almanach. Das 72. Jahr.

Carl J. Burckhardt: *Bildnisse*. Essays.

Moritz Heimann: *Wintergespinnst*. Eine Auswahl aus seinem Werk.

Franz Kafka: *Briefe 1902—1924*. Band 10 der Gesammelten Werke, herausgegeben von Max Brod.

Boris Pasternak: *Doktor Schiwago*. Roman.

FISCHER BÜCHEREI, Frankfurt

Clemens Brentano: *Gedichte, Erzählungen, Briefe*. Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger.

Louis de Broglie: *Licht und Materie*. Beiträge zur Physik der Gegenwart.

Louis Bromfield: *Das Leben der Lily Shane*. Roman.

Gerhart Hauptmann: *Der Ketzer von Soana*. Mit Zeichnungen von Gunter Böhmer.

Werner Hofmann: *Die Plastik des 20. Jahrhunderts*.

Hugo von Hofmannsthal: *Der Schwierige | Der Unbestechliche*. Zwei Theaterstücke.

Aldous Huxley: *Das Genie und die Göttin*. Roman.

Karl Jaspers: *Der philosophische Glaube*.

Rudyard Kipling: *Kim*. Ein Roman aus Indien.

Herbert Kühn: *Die Entfaltung der Menschheit*.

Giuseppe Marotta: *Das Gold von Neapel*. Geschichten.

Paul Nettl: *Beethoven und seine Zeit*.

John Henry Newman. Auswahl und Einleitung von Walter Lipgens.

Walter Nigg: *Des Pilgers Wiederkehr*. Drei Variationen über ein Thema.

George Orwell: *Farm der Tiere*. Eine Fabel.

Sigismund von Radecki: *Der runde Tag*. Feuilletons.

Antoine de Saint Exupéry: *Südkurier*. Frühe Schriften.

Felix Salten: *Florian, das Pferd des Kaisers*. Roman.

Leo Slezak: *Mein Lebensmärchen*.

Lisa Tetzner: *Märchen*, gesammelt und nacherzählt.

Leo N. Tolstoi: *Meistererzählungen*.

Franz Werfel: *Das Lied von Bernadette*. Roman.

Zeichen der Zeit. Ein deutsches Lesebuch, herausgegeben von Walter Killy. Band 4.

DAS FISCHER LEXIKON

Film, Rundfunk, Fernsehen. Herausgegeben von Lotte H. Eisner und Heinz Friedrich.

Philosophie. Herausgegeben von Dr. Dr. Alwin Diemer und Ivo Frenzel.

Soziologie. Herausgegeben von Prof. Dr. René König.

HENRY GOVERTS VERLAG, Stuttgart

Humbert Fink: *Die engen Mauern*. Roman.

Jack Schubert—Ralph E. Lapp: *Der unsichtbare Angriff*. Die Gefahr der Strahlung.

R. A. Stemmle: *Ich war ein kleiner PG*. Roman.

Hans Weigel: *Masken, Mimen und Mimosen*. Mit Zeichnungen von Rudolf Rhomberg.

CARL HANSER VERLAG, München

Gerd Gaiser: *Schlußball*. Roman.

Friedrich Georg Jünger: *Spiegel der Jahre*. Erinnerungen.

HARCOURT, BRACE AND COMPANY, New York

Milovan Djilas: *Land without Justice*. An autobiography of his youth.

WILLIAM HEINEMANN, London

J. B. Priestley: *Topside, or The future of England*. A dialogue.

VERLAG HERDER, Wien

Reinhold Schneider: *Winter in Wien*. Aus meinen Notizbüchern 1957/58.

VERLAG HEROLD, Wien

Karl Fürst Schwarzenberg: *Adler und Drache*. Der Weltherrschschaftsgedanke.

VERLAG FÜR INTERNATIONALEN KULTURAUSTAUSCH, Berlin
Mosaik der Welt. Reisebilder deutschsprachiger Schriftsteller der Gegenwart. Zusammengestellt von Günther Birkenfeld.
Ostlicht. Russische Lyrik und Prosa, 1956—1957. Herausgegeben von Vladimir Shabinsky.

KIEPENHEUER & WITSCH, Köln

Henry James: *Erzählungen.*
 Klabund: *Die Harfenjule.* Balladen und Chansons.
 Ernst Niekisch: *Gewagtes Leben.* Begegnungen und Begebnisse.
 Boris Pasternak: *Geleitbrief.* Entwurf zu einem Selbstbildnis.
 Jewgenij Samjatin: *Wir.* Roman.
 Rolf Schroers: *Herbst in Apulien.* Reisebriefe.
 Patrick White: *Voss.* Roman.

ERNST KLETT VERLAG, Stuttgart

Ernst Jünger: *Jahre der Okkupation.* Tagebücher.

KÖSEL VERLAG, München

Theodor Haecker: *Essays.*
 Karl Kraus: *Literatur und Lüge.*

ALBERT LANGEN—GEORG MÜLLER VERLAG, München

Jean Anouilh: *Dramen IV.*
 Charlotte Berend-Corinth: *Lovis.* Mit Zeichnungen von Lovis Corinth.
England, England über alles. Kuriosa, gesammelt von Audrey Hilton.
 Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Maskenspiel der Genien.* Roman.
 Thilo Koch: *Berliner Luftballons.* Feuilletons.
 Ernst Krenek: *Zur Sprache gebracht.* Essays über Musik.
 Otto Heinrich Kühner: *Die Verlässlichkeit der Ereignisse.* Erzählungen.
 Robert E. Lembke und Ingrid Andrae-Howe: *Aus dem Papierkorb der Weltpresse.*
 Tibor Meray: *Der Feind.* Ein Roman aus dem heutigen Ungarn.
 Heinz Risse: *Buchhalter Gottes.* Erzählungen.
 John Russell: *Erich Kleiber.* Eine Biographie.
 Oskar Schlemmer: *Briefe und Tagebücher.* Herausgegeben von Tut Schlemmer.
 Peter Sourian: *Miri.* Roman.
 Friedrich Torberg: *Lebenslied.* Gedichte.
Wiener Unsterblichkeiten. Feuilletons. Ausgewählt von O. M. Fontana.

LANGEN—MÜLLERS KLEINE GESCHENKBÜCHER

Bertus Aafjes: *Der blinde Harfner.* Nachdichtungen ägyptischer Lyrik. Verdeutscht von Johannes Piron.
Das Affen-Regen-Mäntelchen. Japanische Sprichwörter.
 Michel Chauvet: *Meine kleinen Kreise.* Graphische Impromptus.
 Jean Cocteau: *Hahn und Harlekin.* Aufzeichnungen über Musik.
 Knut Hamsun: *Etwas über Strindberg.* Essays.
 Hans Scholz: *Schkola.* Erzählung.
 Johannes Urzidil: *Denkwürdigkeiten von Gibacht.* Erzählung.

LANGEWIESCHE-BRANDT VERLAG, Ebenhausen bei München

99 *Limericks.* Mit dem nötigsten Kommentar für Nicht-Engländer von Jürgen Dahl und mit Zeichnungen von Reiner Zimnik.

VERLAG ROBERT LERCHE, München

Rudolf Hemmerle: *Franz Kafka.* Eine Bibliographie.

MANESSE VERLAG, Zürich

Carl J. Burckhardt: *Begegnungen.*

ALBERT MÜLLER VERLAG, Rüschlikon bei Zürich

Richard Katz: *Gruß aus der Hängematte.* Heitere Erinnerungen.

ORIGO VERLAG, Zürich

Martin Schlappner: *Von Rossellini zu Fellini.* Das Menschenbild im italienischen Neo-Realismus.

VERLAG R. PIPER & CO., München

Hannah Arendt: *Die ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus.*
 Margaret Benaya: *Der brennende Wind.* Roman.
 Karl Jaspers: *Rechenschaft und Ausblick.* Reden und Aufsätze.

GEORG PRACHNER, Wien

Erik G. Wickenburg: *Kleine Geschichte Österreichs.*

FREDERICK A. PRAEGER, New York

Raymond L. Garthoff: *Soviet Strategy in the Nuclear Age.*
 Vyacheslav Zavalishin: *Early Soviet Writers.*

QUINTUS VERLAG, Wien

Gordon Shepherd: *Die österreichische Odyssee.*

REMBRANDT VERLAG, Berlin

Karl Günter Simon: *Jean Cocteau oder Die Poesie im Film.*
 Hilde Spiel: *Sir Laurence Olivier.*

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG, Hamburg

Jean-Paul Sartre: *Was ist Literatur?* Essay.

RUTGERS UNIVERSITY PRESSE, New Brunswick, N. J.

Merle Curti: *American Paradox.* The conflict of thought and action.

VERLAG HEINRICH SCHEFFLER, Frankfurt

Else Eckersberg: *Diese volle Zeit . . .* Zwei vom Theater. Erinnerungen.
 Karl Korn: *Sprache in der verwalteten Welt.*

MARION VON SCHRÖDER VERLAG, Hamburg

Gerda Hagenau: *Lucyna Herz.* Roman.

SECKER & WARBURG, London

Erich Heller: *The Ironic German.* A Study of Thomas Mann.

SPRINGER VERLAG, Wien

Alfred Verdross: *Abendländische Rechtsphilosophie.*

STEINGRÜBEN VERLAG, Stuttgart

Andrzej Braun: *Die gepflasterte Hölle.* Roman.
 Helga Pohl: *Gold.* Macht und Magie in der Geschichte.

TYROLIA VERLAG, Innsbruck

Fritz Würthle: *Schwarz ist der Himmel in Turkestan.* Ein Abenteuerbuch. Mit Zeichnungen von Paul Flora.

ULLSTEIN VERLAG, Wien

Leopold Zahn: *Eine Geschichte der modernen Kunst.* Malerei, Plastik, Architektur.

ULLSTEIN TASCHENBÜCHER-VERLAG, Frankfurt

Ernst J. Salter: *Von Lenin bis Chruschtschow.*

UNIVERSITAS VERLAG, Berlin

Philip Gibbs: *Begnadete Hände.* Roman.
 G. Rosser: *Stirb wie ein Kerl.* Roman.

VERLAG DER WIENER VOLKSBUCHHANDLUNG, Wien

Der Weg aus dem Dunkel. Bilder aus der Geschichte der österreichischen sozialistischen Bewegung. Herausgegeben von Oscar Pollak.

FRIEDRICH VORWERK VERLAG, Stuttgart

Ferdinand Otto Miksche: *Der Atomkrieg findet nicht statt.*
 Das Versagen der Atomstrategie.

VERLAG OTTO WALTER, Olten

Hilaire Belloc: *Recht auf Eigentum.* Essay.

VERLAG KURT WEDL, Wien

Julius. Ein Kanzler in der Karikatur. Herausgegeben von Ironimus.

PAUL ZSOLNAY VERLAG, Wien

Alexander Lernet-Holenia: *Die vertauschten Briefe.* Roman.

INHALTSVERZEICHNIS DES JAHRGANGS 1958

<i>Abendroth, Friedrich:</i> Pubertät und Politik	12	<i>Jacobi, Hansres:</i> Gutes Klima für Essayisten	66
Vorwärts, es geht zurück	190	<i>Kafka, Franz:</i> Unveröffentlichte Briefe	275
Späte Notizen in Salzburg	334	<i>Kalbeck, Florian:</i> Prolog zur Eröffnung des Kleinen Theaters der Josefstadt	22
Dreißigmal Johannes	389	<i>Kasnacich-Schmid, Johannes:</i> Ein sozialistisches Manifest?	86
<i>Arendt, Hannah:</i> Die sowjetfeindlichen Sowjets	350	<i>Katz, Richard:</i> Ein Soldat der Wahrheit	226
<i>Auden, W. H.:</i> Musik bei Shakespeare (I)	74	<i>Kaufmann, Harald:</i> Ausverkauf der Festlichkeit	296
Musik bei Shakespeare (II)	111	Musikalische Festspielbilanzen	337
<i>Baumgartner, Ulrich:</i> Der späte Kokoschka	231	Träume vom Salzburger Kern	368
Flecken an der Wand	379	Zum Verhältnis zweier Musen	409
Haus in Kunstbüchern	459	<i>Kautsky, Benedikt:</i> Der neue Diktator im Kreml	174
<i>Bell, Daniel:</i> Wie die Arbeiter um ihren Staat kamen	400	Ein konsequenter Proteus	247
<i>Birnbaum, Immanuel:</i> Tito ist wieder am Zug	216	<i>Klimpt, Hans:</i> Weltanschauung und Professur	206
<i>Bloch-Michel, Jean:</i> Brief aus Paris	126	<i>Klingmann, Günter:</i> Die alte Bildung stirbt	134
<i>Bondy, François:</i> Der Retter vor sich selbst	205	<i>Koegler, Horst:</i> Die mißverstandene Tradition	28
<i>Braun, Felix:</i> Der Tod des Euripides	406	<i>Koestler, Arthur:</i> Beharrung im Wandel	127
<i>Broda, Christian:</i> Die Neuerungen im Programm der SPÖ	9	<i>Kotschenreuther, Hellmut:</i> Der eiserne Sprach-Vorhang	187
Fazit der Erneuerung	209	<i>Kramer, Theodor:</i> Zwei Gedichte	110
Um den Stil der Zweiten Republik	393	<i>Krämer-Badoni, Rudolf:</i> Ungeschriebene Leitartikel	138
<i>Busch, Günther:</i> Das Wort und die Dinge	326	<i>Kreisky, Bruno:</i> Die überforderte UNO	46
Literatur im Kreuzverhör	456	<i>Krenek, Ernst:</i> Zur Sprache gebracht	234
<i>Butschek, Felix:</i> Auf halben Wegen und zur halben Tat	252	<i>Kreuzer, Franz:</i> Hefe im Koalitionsteig	14
<i>Czernetz, Karl:</i> Die Attraktion der Stärke	129	Der Plan und die Kultur	132
<i>Doderer, Heimito von:</i> Grundlagen und Funktion des Romans	183	<i>Kudrnofsky, Wolfgang:</i> Ins eigene Fleisch geschnitten	36
Drei Bibelübersetzungen	98	Photographie in der Dunkelkammer	418
<i>Drimmel, Heinrich:</i> Weltanschauung und Professur	207	<i>Kux, Ernst:</i> China organisiert sich	353
<i>Eisenreich, Herbert:</i> Die Graphiken von Absolon be- trachtend	34	<i>Laue, Max von:</i> Atom in anderer Sicht (Ein Briefwechsel mit Friedrich Torberg)	60
Wörter, Bücher, Wörterbücher	154	<i>Lernet-Holenia, Alexander:</i> Belagerung und Entsatz von Wien (I)	107
<i>Federmann, Reinhard:</i> Was ist und zu welchem Ende führt ein Leitfaden?	23	Belagerung und Entsatz von Wien (II)	149
Der Mensch in der Katastrophe	32	Der blinde Gott	280
<i>Fenner, Franz:</i> Der Nahe Osten entfernt sich	437	Genealogisches	378
<i>Flora, Paul:</i> Neue Zeichnungen	287	<i>Lothar, Ernst:</i> Vom Sinn des Theaters in unserer Zeit (I)	141
<i>Fyvel, T. R.:</i> Die Zornigen beruhigen sich	416	Vom Sinn des Theaters in unserer Zeit (II)	191
<i>Gatterer, Claus:</i> Ausverkauf im Nahen Osten	310	<i>Maag, Otto:</i> Von Musik, Theater und andern Künsten	106
<i>Goldbeck, Fred:</i> Die falschen Dissonanzen	462	<i>Madariaga, Salvador de:</i> Rettet die Freiheit!	268
<i>Gorkin, Julian:</i> Die Aktivität der Kommunisten in Spanien	176	<i>Marcic, René:</i> Soll uns keine Wahl bleiben?	431
Zwischen Steinzeit und Schwerindustrie	316	<i>Marko, Kurt:</i> Literatur im Werden	31
<i>Grössl, Franz:</i> Über das Absolute in der Politik	49	<i>Mauer, Otto:</i> Der Vorhang aus Bildern	101
<i>Guttenbrunner, Michael:</i> Neue Gedichte	30	<i>Merkatz, Hans Joachim von:</i> Wandlungen der deutschen Parteien	255
Über Mechtilde Lichnowsky	110	<i>Meyer, Viktor:</i> Der Überbau wackelt	433
<i>Haas, Willy:</i> Aufstieg und Fall des Dichters Bertolt Brecht	64	<i>Mikes, George:</i> Frei kriechende Siamesen	57
<i>Hacker, Friedrich:</i> Psychologia Austriaca	54	Malaien sind Mangelware	181
<i>Heer, Friedrich:</i> Das Salz der freien Welt	265	Eine zornige junge Nation	270
<i>Heindl, Gottfried:</i> Flucht nach vorne	88	Brief aus Hongkong	361
<i>Helmer, Oskar:</i> Die Portion Freiheit	8	<i>Muggeridge, Malcolm:</i> Unsichtbare Maulkörbe	139
<i>Herzmanovsky-Orlando, Fritz von:</i> Die tarockanische Ver- fassung	284	<i>Mühlbauer, Herbert:</i> Der unsichtbare Held	294
<i>Hoor, Ernst:</i> Damals im Völkerkerker	259	<i>Nenning, Günther:</i> Die Begegnung der Werte	90
<i>Hubalek, Felix:</i> Wer kauft eine Million Juden?	152	Warum Brecht im Westen gespielt werden soll	230
		Zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück	250
		Der Aufstand der Einzelnen	440

<i>Nitsche, Roland:</i> Der Irrtum der Einsamkeit	16
Hitler hat nichts mit Politik zu tun	92
Der mißverständene Goethe	223
Selbstkritik der Demokratie	319
Existenz, Koexistenz und Harakiri	443
<i>Osadczyk-Korab, Bogdan:</i> Wie stark ist die ostdeutsche Opposition?	179
<i>Pehnt, Wolfgang:</i> Der Mythos von der Funktion	146
<i>Pittermann, Bruno:</i> Zu aktuellen Fragen	246
<i>Politzer, Heinz:</i> Die Verwandlung des armen Spielmanns Das Paradoxe in der Parabel	372 453
<i>Polonius:</i> Glück und Ende der polnischen Arbeiterräte	397
<i>Prager, Gottlieb:</i> Ansätze	446
<i>Rainer, Roland:</i> Wien, stadtgeplant	339
<i>Rhodes, Anthony:</i> Aber die Steine bleiben	6
<i>Rosenmayr, Leopold:</i> Die Autorität der Arbeit	18
<i>Rougement, Denis de:</i> Ungeschehene Ereignisse	137
<i>Scarpi, N. O.:</i> Theater ist immer schön	106
<i>Scharndorff, Werner:</i> Chruschtschew braucht Bundes- genossen	51
<i>Schleimann, Jørgen:</i> Leino putscht daneben	168
<i>Schuh, Oscar Fritz:</i> Festspiele und Kulturpessimismus	292
<i>Silbermann, Alphons:</i> Von der musikalischen Eitelkeit	157
<i>Silone, Ignazio:</i> Die mißverständene Politik	219
Pasternaks Recht und Unrecht	430
<i>Singer, Eric:</i> Bänkellied und Bänkeldichter	375
<i>Steiner, George:</i> Mit Engels und Marx gegen Lenin (I)	357
Mit Engels und Marx gegen Lenin (II)	402
<i>Sternbach-Gärtner, Lotte:</i> Mechtilde Lichnowsky und Karl Kraus	324
<i>Stucki, Lorenz:</i> Stärke, Halbstärke und Schwäche	212
<i>Tas, Salomon:</i> Frankreich übersiedelt ins 20. Jahrhundert	390
<i>Thorn, Fritz:</i> Berühmt und verkannt zugleich	70
<i>Torberg, Friedrich:</i> 2 mal 2 ist immer noch 4	43
Ein Jahrzehnt verlorener Freiheit	95
„Fast das ganze geistige Deutschland“	166
Dreierlei Theater	295
Die Nobel-Barbaren	405
Eilige Liebschaft mit Büchern	458
<i>Vázsonyi, Vilmos:</i> Ungarns Intellektuelle, heute	313
<i>Viator, A. S.:</i> Indonesiens verschollene Rebellion	355

<i>Weys, Rudolf:</i> Das zeitkritische Brett	450
<i>Winge, Hans:</i> Das Geheimfestival	39
Die mürrischen Idole	79
Die Schockwirkungen des Films	115
Eine Wissenschaft vom Film	196
Die gestohlenen Stimmen	237
Die Intellektuellen und der Film	421
<i>Winter, Hanns:</i> Runen und Vasenbilder	25
Mozarts Dauerresidenz: Wien	77
Grundsätzliches	113
Vieles für viele	159
Blumen und Dornen	194
Viel Deutsch, etwas Italienisch	235
Das erste europäische Chorfest	298
Sommerliches Wien	338
Mailand in Wien	370
Fürsten und Spätfürsten	411
Keine reinen Freuden	464
<i>Worsthorne, Peregrine:</i> Das Wagnis des Disengagements	169

Die Rubrik FORVM DES LESERS erschien auf den Seiten 60, 118, 199, 218, 272, 323, 364 und 446.

Die mit *Tbg.* gezeichneten Theaterberichte von Friedrich Torberg erschienen unter dem Titel „Kritische Rückschau“ auf den Seiten 20, 62, 104, 144, 188, 228, 290, 366, 414 und 448. Die vom gleichen Verfasser stammenden „Post Scriptum“-Notizen („P. S.“) finden sich an verschiedenen Stellen der einzelnen Hefte und sind im Inhaltsverzeichnis nicht eigens angeführt.

An der Rubrik GLOSSEN ZUR ZEIT haben mitgearbeitet: Felix Butschek („ek“, „bu-“), Klaus Dohrn („k. d.“), Claus Gatterer („c. g.“), Günther Nenning („ing“, „ng“) und Friedrich Torberg („F. T.“).

In den Heften des Jahrgangs 1958 erschienen Originalzeichnungen von Kurt Absolon, Otto Fielhauer, Paul Flora, K. H. Schoenfeld und Wilfried Zeller.

Die Beiträge „Die Neuerungen im Programm der SPÖ“ (S. 9) und „Fazit der Erneuerung“ (S. 209) von Christian Broda, „Auf halben Wegen und zur halben Tat“ von Felix Butschek (S. 252), „Über das Absolute in der Politik“ von Franz Grössl (S. 49), „Flucht nach vorne“ von Gottfried Heindl (S. 88), „Ein sozialistisches Manifest?“ von Johannes Kasnacich-Schmid (S. 86), „Hefe im Koalitionsteig“ von Franz Kreuzer (S. 14), „Die Begegnung der Werte“ (S. 90) und „Zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück“ (S. 250) von Günther Nenning erschienen im Rahmen einer FORVM-Diskussion über das neue Parteiprogramm der SPÖ.

Die Bestsellerliste 1957 befindet sich auf S. 69.

An einer Umfrage „Soll Brecht im Westen gespielt werden?“ (S. 329 ff.) beteiligten sich Oskar Maurus Fontana, Eugen Gürster, Willy Haas, Felix Hubalek, Kurt Kahl, Walther Karsch, Rudolf Krämer-Badoni, Leopold Lindiberg, Siegfried Melchinger, Jürgen Rühle, Oscar Fritz Schuh, Gody Suter und Hans Weigel. Der Umfrage lagen die zum gleichen Thema erschienenen Aufsätze von Günther Nenning „Warum Brecht im Westen gespielt werden soll“ (S. 230) und Friedrich Torberg „Dreierlei Theater“ (S. 295) zugrunde.

ÖSTERREICHISCHE MONATSHEFTE

BLÄTTER FÜR POLITIK,
KULTUR UND WIRTSCHAFT

bringen im
Dezember-Heft
unter anderem:

DR. JOSEF BARTH:
Nach dem „Njet“
zum Landwirtschaftsgesetz

JOSEF NAUMANN:
Die Schweizer Demokratie —
ein Vorbild des kommenden
Europa

DR. HANS ZILCHER:
Fernost-Bilanz

DR. RUDOLF LEWANDOWSKI:
Analyse der französischen Wahlen

neben anderen grundsätzlichen Auf-
sätzen, Glossen und einer Bildbeilage.

24 Seiten 2.50 Schilling

Redaktion und Verlag
der „Österreichischen Monatshefte“
Wien I. Kärntnerstraße 51
Chefredakteur: Friedrich Abendroth

Wir liefern aus DIE NEUE RUNDSCHAU

Vierteljahresschrift
Redaktion: Rudolf Hirsch
69. Jahrgang 1958 • Heft 3

TIBOR DERY
Die portugiesische Königstochter

OSSIP MANDELSTAMM
Gedichte

MAX RYCHNER
Zu Carl J. Burckhardts
„Begegnungen“

RUDOLF BORCHARDT
Arnaut Daniel

EDZARD SCHAPER
Die Geisterbahn

PETER SZONDI
Tragik des Ödipus

FRIEDRICH HEER
Der Konservative und die Reaktion

HANNS A. HAMMELMANN
Der Romancier E. M. Forster

JANKO MUSULIN
Ausblicke

177 Seiten • DM 4,—

S. FISCHER VERLAG



*Das Österreichbuch
eines Europäers*

FRIEDRICH HEER

LAND IM STROM DER ZEIT

Österreich
gestern, heute, morgen

Friedrich Heer sieht in Österreich
— seinem Wesen, seinem Schick-
sal und seinen Möglichkeiten —
ein Symbol für Gedeih, Verfall und
Zukunftshoffnung des gesamten
Abendlandes.

388 Seiten | Leinen S 148.—

In jeder Buchhandlung

VERLAG HEROLD

WIEN • MÜNCHEN

AKTUELL
in der Berichterstattung
SERIÖS
in der Aufmachung
PARTEIFREI
in der Meinung

ist die dominierende
Wochenzeitung Österreichs

Die Wochen-Presse

DAS ÖSTERR. NACHRICHTENMAGAZIN

S 2.—

REDAKTION UND VERWALTUNG
WIEN I. FLEISCHMARKT 3—5

Telephon 63 07 81

PREUVES

publie, sous la direction de F. Bondy,
dans son numéro de

DECEMBRE

TEMOIGNAGES ET DOCUMENTS SUR
BORIS PASTERNAK
réunis par François Bondy

ALTIERO SPINELLI:
La crise du socialisme européen

BRICE PARAIN:
Mon père et moi

K. A. JELENSKI:
Witold Gombrowicz

Chroniques de Jean Grenier, Jean Bloch-Michel,
Mongo Betti, etc.

PREUVES: 23, rue de la Pépinière — Paris 8e
Le n° de 96 pp. ill.: 230 frs. • CCP: Paris 178-00

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG AM KÄRNTNER TOR
Wien I. Kärntnerstraße 51

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.
Wien I. Graben 31

Preis: S 15.—

HEUTE

die große österreichische Wochen-
zeitung, wird von vielen Angehöri-
gen der diplomatischen Missionen
und Korrespondenten der Auslands-
presse, von einflußreichen Persön-
lichkeiten im öffentlichen Leben
längst als zuverlässige Informations-
quelle geschätzt.

HEUTE

ist auch die Wochenzeitung für Sie!

HEUTE

erscheint im Forum-Verlag, Wien—
Frankfurt und ist bei allen Kol-
porteurs und Trafikanten zu haben.

An HEUTE arbeiten unter anderen mit:
Herbert Eisenreich, F. O. Keller (London), Jules
Klanfer (Paris), Walter Lippmann (New York),
Kurt Moldovan, Hans Weigel, Hans Winge.

UNION

VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

WIEN I, RINGTURM, TELEPHON 63-97-50

Spezialinstitut für Transportversicherungen der Wiener Städtischen Versicherung

FILIALDIREKTIONEN:

Burgenland: Eisenstadt, Permayerstraße 14

Telephon 330

Kärnten: Klagenfurt, Paradeisergasse 9

Telephon 61-01

Niederösterreich: Wien I, Ringturm

Telephon 63-97-50

Oberösterreich: Linz, Rainerstraße 22

Telephon 21-6-27, 23-2-27

Salzburg: Salzburg, Max-Ott-Platz 3

Telephon 71-2-66

Steiermark: Graz, Joanneumring 6

Telephon 84-5-60

Tirol: Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 32

Telephon 34-63

Vorarlberg: Bregenz, Kornmarktgasse 2, Tel. 22-60

Feldkirch, Gymnasiumgasse 7, Tel. 26-84

Geschäftsstellen im ganzen Bundesgebiet

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgeber Dr. Dr. h. c. RUDOLF PECHEL

Redaktion Dr. HARRY PROSS

Deutschlands

*älteste politisch-literarische Monatsschrift
erhalten Sie nur in guten Buchhandlungen
oder direkt vom Verlag.*

*Im Jahresabonnement zu DM 18.—
oder als Einzelheft für DM 2.10.*

*Schenken Sie Ihren Freunden Information.
Geschenkabonnements für Weihnachten
direkt vom Verlag.*

**VERLAG
DEUTSCHE RUNDSCHAU**

Baden-Baden F 5



Rundschauler wissen Bescheid

Dokumente

ZEITSCHRIFT FÜR ÜBERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT

Aus den letzten Hefen:

HENRY A. KISSINGER

Das westliche Bündnis im Raketenzeitalter

ROBERT ARON

De Gaulle, der Gaullismus und die Parteien

STANISLAS STOMMA

Neue Perspektiven für die deutsch-polnischen Beziehungen

MATTHEW A. FITZSIMONS

Paradoxe der amerikanischen Zivilisation

NICOLAS S. TIMASHEFF

Religion und Anti-Religion im Kampf um Rußlands Seele

THOMAS MOLNAR

Das politische Denken von Georges Bernanos

XAVIER TILLIETTE

Malraux und die Götter

DRISS CHRAÏBI

Coulibaly und die vier Koffer

ÖSTERREICH: Halbjahresabonnement (3 Hefte) S 40.80, Einzelheft (80—100 Seiten) S 17.—. Probeheft kostenlos und unverbindlich vom Verlag Herold, Wien VII, Bandgasse 28.

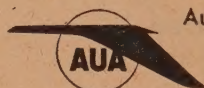
DEUTSCHLAND: Halbjahresabonnement DM 6.—, Einzelheft DM 2.50. Probeheft kostenlos und unverbindlich vom Verlag der Dokumente, Köln, Hohenstaufenring 11.



Immer in freundlicher Atmosphäre

Hoch über den Wolken, in einer immer gleichmäßigen und freundlichen Atmosphäre, fliegen die Viscounts der **AUA** ihren Zielen zu. Eine freundliche und lebenswürdige Atmosphäre herrscht aber auch im Flugzeug selbst, denn die Stewardessen, denen die Rolle der Hausfrau im Flugzeug zufällt, betrachten jeden Passagier als ihren persönlichen Gast.

Auskunft erteilt Ihr Reisebüro oder



The friendly Airline

AUSTRIAN AIRLINES

Stadtbüro, Wien I, Opernring 13, Telefon 57 55 45

1798

An der Schwelle der napoleonischen Epoche gegründet, steht unsere Anstalt seit 160 Jahren ununterbrochen im Dienste der Volksgesundheit. MERKUR Wechselseitige Krankenversicherungs-Anstalt Graz. MERKUR betreut gegenwärtig rund 250.000 Versicherte. MERKUR belegt auf ihre Kosten in der II. Verpflegsklasse mehr als 650 Betten täglich. MERKUR besitzt zwei eigene Sanatorien mit einem Gesamtbelag von 185 Betten. MERKUR gibt bereitwillig unverbindliche Auskünfte über Tarifkombinationen für Heilkosten- und Zuzuschußversicherungen. MERKUR unterhält Geschäfts- und Bezirksstellen im ganzen Bundesgebiet. MERKUR Wechselseitige Krankenversicherungs-Anstalt Graz, Neutorgasse 57

1958





ÖSTERREICHISCHES CREDIT-INSTITUT,

AKTIENGESELLSCHAFT

Wien I. Herrengasse 12

ZWEIGNIEDERLASSUNGEN:

Graz, Innsbruck, Linz, Lustenau

WECHSELSTUBEN:

Flughafen: Wien-Schwechat, Graz-Thalerhof,

Innsbruck, Linz-Hörsching

Innsbruck, Südtiroler Platz 12

AFFILIATION:

Österreichische Wechselstuben
Gesellschaft m. b. H.

Kufstein, Unterer Stadtplatz 19

Bregenz, Rathausstraße 13

Durchführung aller Bankgeschäfte!

immer
weitere
Kreise
für den

**Versicherungs
Sparbrief**

**Wiener
Städtische
Versicherung**

AUTOREN, DIE DER FORVM-LESER KENNT

IM LANGEN-MÜLLER-VERLAG, MÜNCHEN

FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO

GESAMMELTE WERKE

Herausgegeben und bearbeitet von Friedrich Torberg

Band I

„DER GAULSCHRECK IM ROSENNETZ.“ Roman. 6. Tausend
188 Seiten mit 24 Zeichnungen des Verfassers. Ganzleinen DM 12.80

Band II

„MASKENSPIEL DER GENIEN.“ Roman. 5. Tausend
272 Seiten. Ganzleinen DM 12.80

„Ein wahres Feuerwerk von Skurrilitäten.“

DIE WELT (Hamburg)

„Noch dichter als im ‚Gaulschreck‘ fällt der Regen der grotesken und humoristischen Einfälle.“

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG (München)

WIENER UNSTERBLICHKEITEN

Eine Sammlung von Wiener Meisterfeuilletons / Herausgegeben von O. M. Fontana
100 Seiten mit 16 Zeichnungen von Rudolf Rhomberg. Flexibel gebunden DM 5.80

„Aus Landschaft und Institutionen erhebt hier das Bild des Wieners, und die Meisterschaft, mit der berufene Federn an diesem Bildnis stricheln, macht die Entscheidung darüber schwer, wer mehr gilt: das Porträt oder der Porträtist.“

ARBEITER-ZEITUNG (Wien)

ERNST KRENEK

ZUR SPRACHE GEBRACHT

Essays über Musik / Mit einem Vorwort von Friedrich Saathen
400 Seiten mit 3 Tafeln. Ganzleinen DM 24.80

„Ernst Krenek, vielseitiger und hervorragender Komponist und Publizist, veröffentlicht hier zum ersten Male eine Sammlung verschiedener Essays, Feuilletons, Glossen und Erinnerungsblätter. Sie lassen erneut erkennen, daß er zu den klügsten und literarisch gebildetsten Tonsetzern gehört, die es je gab.“

DIE GEGENWART (Frankfurt)

FRIEDRICH TORBERG

LEBENSLIED

Gedichte aus 25 Jahren
80 Seiten. Ganzleinen DM 8.50

„Gedichte von Rang. Torbergs Lyrik ist klar kraft der Sprachgebärde. Es gelingt ihr, das Dichterische in seinen Elementen und in seinem Glanz unmittelbar zum Ereignis zu machen.“

DER TAGESSPIEGEL (Berlin)

TIBOR MERAY

DER FEIND

Ein Roman aus dem heutigen Ungarn
180 Seiten. Ganzleinen DM 12.80

„Diese bittere Satire auf das kommunistische Ungarn ist mit Brillanz geschrieben und dadurch ein beißend ironisches Zeugnis vom Mechanismus der Entmenschung in den östlichen Diktaturen.“

SALZBURGER NACHRICHTEN

„Ein aggressives Buch, aber ein Kunstwerk zugleich.“

HAMBURGER ABENDBLATT